



*Eine Zeichnung von Ernst Meier – das Rösle von Seebromm?*

ERNST MEIER

# *Das Rösle von Seebromm*

Eine Liebesgeschichte aus dem Biedermeier  
und andere unterhaltsame Texte

Herausgegeben von Hermann Bausinger

Edition Erdmann in  
K. Thienemanns Verlag

## Inhalt

Auf dem Schutzumschlag ist das Gemälde „In der Spinnstube“ von Robert Heck aus dem Heimatmuseum Reutlingen wiedergegeben.  
Herausgeber und Verlag danken dem Heimatmuseum Reutlingen, der Landesbildstelle Württemberg und der Universitätsbibliothek Tübingen für die freundliche Bereitstellung der Abbildungsvorlagen.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Meier, Ernst:**

Das Rösle von Seebronn : eine Liebesgeschichte aus dem Biedermeier und andere unterhaltsame Texte / Ernst Meier.  
Hrsg. von Hermann Bausinger. - Stuttgart : Ed. Erdmann in K.Thienemanns Verl., 1990  
ISBN 3-522-62690-7

© 1990 by Edition Erdmann in K. Thienemanns Verlag,  
Stuttgart-Wien.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in German}.

Umschlaggestaltung: Reichert Buchgestaltung in Stuttgart.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen.

Reproduktion: Die Repro, Tamm.

Druck: Gutmann, Heilbronn.

Bindung: Röck, Weinsberg.

Verlagsnummer 6269

1 2 3 4 5



Eine Entdeckung 6

Das Rösle von Seebronn 9

Der Sohn des Kaufmanns 79

Epigramme aus Schwaben 91

Zum Gruß 92

Tübingen - Stadt und Universität 93

Schwaben 99

Gelehrte Welt 100

Fromme und Frömmler 104

Ewald - eine Fehde 114

Poesie 117

Politisches 120

Zeitbilder 125

Liebe, Ehe, Häuslichkeit 130

Weisheiten 137

Ausklang 142

Ein Nachwort 143

## *Eine Entdeckung*

Mit diesem Büchlein wird eine kleine Geschichte vorgestellt, die auch heute noch, fast anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Entstehung, Beachtung und Achtung verdient, und zwar aus zwei - ziemlich entgegengesetzten - Gründen.

Auf der einen Seite skizziert Ernst Meier in seinem „Rösle von Seeborn“ ein Zeitbild, das für das „alte Dorf“, für die vorindustrielle bäuerliche Welt Gültigkeit beanspruchen darf. Gewiß ist vieles durch die bürgerliche Brille gesehen und so in ein freundliches Licht getaucht; aber die Geschichte vermittelt doch auch einiges von der Unerbittlichkeit traditioneller Ordnungen, von dem strengen ungeschriebenen Gesetz, dem das Dorf und seine Bewohnerinnen und Bewohner unterlagen.

Freilich - und dies ist die andere Seite! -, für den Verfasser der kleinen Liebesgeschichte ist dieses Gesetz eben doch nicht unbeugsam. Der Held der Geschichte setzt gegen alles Herkommen seinen Willen durch; die Liebe triumphiert über die strengen sozialen und konfessionellen Vorschriften, die in der Wirklichkeit von damals noch kaum angreifbar waren. Dadurch erhält die Erzählung, wenn man das große Wort nicht scheut, eine utopische Qualität. Vermutlich war dies der Grund dafür, daß die Erzählung von Meier zwar sicher mit dem

Gedanken an die Veröffentlichung geschrieben, dann aber doch nicht zum Druck gegeben wurde - sie findet sich im handschriftlichen Nachlaß des Autors in der Tübinger Universitätsbibliothek.

Dort sind auch Meiers „Epigramme aus Schwaben“ aufbewahrt, von denen Ähnliches zu sagen ist. Obgleich sie teilweise sehr persönlicher Art sind, geben sie doch einen Eindruck von dem, was die Gesellschaft um die Mitte des letzten Jahrhunderts bewegte. Sie zeichnen die Zeitprobleme und -Stimmungen nach; aber sie nehmen doch auch immer wieder Distanz dazu, schlagen einen kritischen Ton an und durchbrechen damit die enge Bindung an jene Epoche.

Das Rösle  
von  
Seebronn

## 1. Kapitel

Wir finden unter den Gewächsen ganze Gruppen, die von dem dermaligen Pflanzenleben total abweichen und als herübergerettete Reste einer untergegangenen, vorweltlichen Vegetation angesehen werden müssen. So die seltsam gebauten Farrenkräuter, die ohne Blüten, ohne Geschlechtsorgane doch sehr vollkommene Früchte tragen. Wir finden ferner in unserem aufgeklärten deutschen Vaterlande hie und da noch Überbleibsel einer Urwildnis oder auch mitten in unsern lichten, kultivierten Wäldern noch manchmal eine Rieseneiche, eine Riesenlinde, an der viele Jahrhunderte vorübergegauscht sind, ohne sie zu knicken.

Ähnliche Erscheinungen begegnen uns auch in der bürgerlichen Gesellschaft. Namentlich gibt es auf dem Lande nicht selten Dorfschaften, die durch Sitte, Charakter, Sprache und Lebensweise ganz inselartig dastehen und uns an gewisse urweltliche Zustände erinnern.

Mit diesen Betrachtungen möchte ich den freundlichen Leser nach *Seebronn* führen, einem Dorfe am Fuße des Schwarzwaldes, nicht weit von Rottenburg am Neckar gelegen, und ihm eine Geschichte aus diesem eigentümlichen Dorfleben erzählen. Sie ist weder zum

Lachen noch zum Weinen, ist nicht erdichtet und erfunden, sondern erlebt, erfahren, und hat keine andere Berechtigung, als daß sie ohne alle Schminke und Schönmalerei ein wirkliches Stück Naturleben enthält. Doch muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

In der ganzen Umgegend gelten die Seebronner für ein gar stolzes, absonderliches Völkchen und zeichnen sich schon im Äußern durch eine eigentümlich kleine, meist runde Kopfform aus. Sie dünken sich gescheiter als alle übrigen Schwaben und führen daher den Spitznamen „Spältlesgucker“, weil kein Spalt so dicht, so fein und wohlgeschlossen ist, daß sie nicht durch ihn hindurchschauen könnten. „Bei Gott! i bin von Seebronn!“ sagte der Anton vorm Oberamtsrichter von Rottenburg, als dieser ihn bei einem Verhör einen dummen Schwätzer gescholten.

Durch vortrefflichen Ackerbau, durch sehr schöne Sandsteinbrüche, durch Fleiß und eine kluge Gemeindeverwaltung ist der Ort noch immer sehr wohlhabend. Es gibt keinen Bettler darin. Verarmt durch Unglück oder durch eigene Schuld einmal einer, so darf er nicht lang darben: er wird von seinen Dorfgenossen hinreichend unterstützt; ja sie würden lieber jedes Opfer bringen, als sich nachsagen lassen, daß in Seebronn ein „Bürger“ sei, der sein Brot erbetteln müsse. Dagegen übernimmt kein Seebronner, er mag noch so arm sein, „gemeine“ Beschäftigungen, wie das Hüten der Gänse, Schafe, Kühe. Sie haben dazu Leute aus anderen Gemeinden. Ebenso verdingen sich zu Knechten und Mägden immer nur Auswärtige, und sind von

den einheimischen Dorfleuten streng geschieden. Nie geht die Tochter des Hauses an Feiertagen mit der Magd spazieren; keine geht mit ihr in die selbe „Lichtkarz“ (Spinnstube); sogar in der Kirche haben die Mägde ihre besonderen Stühle, und ich wollte es keiner raten, auch nur zu versuchen, sich einen anderen Platz zu wählen.

Ein Bürgersohn darf ferner mit keiner Magd sich abgeben, ohne der allgemeinen Verachtung zu verfallen. Kein Seebronner Mädchen würde ihn nachher noch ansehen oder gar heiraten; und ebensowenig würde eine Bürgerstochter, auch wenn sie noch so reich wäre, einen Mann aus Seebronn bekommen, wenn sie je mit einem Knechte ein Liebesverhältnis unterhalten hätte. Kurz, diese Bauern sind die reinsten Vollblut-Aristokraten, die es geben kann.

Der zuletzt erwähnte Fall kommt denn auch fast gar nicht vor. Die Kinder stehen unbedingt unter dem allgemeinen Dorf- und Hausgesetz und speziell unter der Zucht des Vaters, der wie ein rechter Patriarch gebietet, dem Sohn, wenn es Zeit ist, eine Frau, und der Tochter ohne viel Fragen und Federlesen einen Mann gibt. Die beiderseitigen Eltern machen das unter sich aus; den Kindern wird der Beschluß mitgeteilt, und sie gehorchen. Sie meinen, es müsse eben so sein.

Dabei ist es bei den größeren Bauern allgemein Sitte, daß der Sohn nach seiner Verheiratung noch sechs bis sieben Jahre wie früher bei dem Vater dient, und ebenso seine Frau. Er wird jetzt allmählich zur Selbständigkeit erzogen und erhält etwa fünfzig fl. (Gulden) Lohn, die Frau 30 fl. Das macht für sechs Jahre schon ein artiges

Kapitalchen, wofür die jungen Eheleute in der Regel ein paar Äcker kaufen. Denn verschwenden dürfen sie nicht viel. Der Vater paßt gut auf und übt noch die strengste Herrschaft über beide. Da kann es dem Sohn einfallen, sein „Sonntagshäs“ hervorzulangen, wenn in einem Nachbarorte Kirchweih ist.

„Was gibt's?“ fragt der Vater.

„I, i will mit der Frau a bißle auf d' Kirbe nach Wurmlingen“, sagt der Sohn.

„Kann nit sein heut'! muß Dung ausführen!“ - da mag der Sohn sagen, was er will, er muß daheimbleiben und Dung ausführen.

Am strengsten und besten übte nach der allgemeinen Ansicht der Seebronner ein solches Hausregiment der frühere Schultheiß, der alte Deutschle, von dem man noch eine Menge Geschichten zu erzählen weiß. Am berühmtesten aber ist *eine* Geschichte, durch die er, wie ein zweiter Salomo, eine ungewöhnliche Richterweisheit an den Tag legte.

Zu einer Nacht nämlich hatte ein boshafter Mensch einem Seebronner Bürger ein ganzes Feld des schönsten blühenden Hanfes niedergemäht. Den Täter konnte man nicht entdecken. Jede Spur eines begründeten Verdachtes fehlte. Da ließ der „Schultes“ ausrufen: Mittags um zwei Uhr sollten alle Bürger bei Strafe mit sämtlichen Sensen, die sie hätten, vor dem Rathaus erscheinen. Alles schüttelte den Kopf; man erschien aber unter gegenseitigem Gespött und Gelächter zur angesagten Stunde; nur der Schultes lachte nicht. Er ließ die Sensenmänner in Reih und Glied sich aufstellen, rief

dann jeden bei Namen, und so wie einer mit seinen Sennen vortrat, nahm er sie, besah und beroch sie und entdeckte auf die Art alsbald eine, die stark nach Hanf roch. Alle Seebronner berochen nun ebenfalls die Sense und bestätigten den Hanfgeruch.

„Was hast g'schnitten mit der Segese?“ fragte der Schultheiß.

„Ha, Gras“, sagte der Inhaber.

„Wo denn?“

„Auf meinem Wiesle in der Sonnenhalde.“

„Wann hast die Wies' g'mäht?“

Der Gefragte stockte und konnte ein geheimes Lächeln, weil er sich bereits festgelogen hatte, nicht unterdrücken. Doch versuchte er's noch eine Weile, verwickelte sich aber bald dermaßen, daß er nicht mehr aus und ein konnte und zuletzt unter einem derben Fluch seine Untat eingestand.

Daher haben die Seebronner einen zweiten „Unnamen“ erhalten, nämlich „Sensenschmecker“, das ist Sensenriecher, weil man in Schwaben schmecken für riechen sagt.

Der Schultheiß ward wegen dieser geschickten Untersuchung viel bestaunt und gepriesen. Er fühlte sich auch in seiner Würde, und er wäre bei seinem großen Wohlstande vielleicht der glücklichste Sterbliche in Seebronn gewesen, wenn ihm nicht mit seinem Sohn etwas passiert wäre, das seine letzten Lebensjahre trübte und verbitterte.

Des Schultheißen „Karle“ hatte bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre ein sehr einförmiges Leben im

elterlichen Hause geführt. Von Natur aus etwas eigensinnig und unbeholfen, still und in sich gekehrt, nahm er an öffentlichen Vergnügungen, an Ernte- und Hochzeitsfesten, am Besuch des Wirtshauses, am Spiel und dergleichen nur selten teil, und zwar gewöhnlich nur dann, wenn der Vater ihn hinaustrieb. „Geh' auch unter d' Leut und hock' nicht den ganzen Tag daheim!“ pflegte er dann und wann zu sagen.

Sein Geschäft aber, die Landwirtschaft, hatte er in der Schule des Vaters gründlich erlernt. Daneben zeigte er eine besondere Vorliebe für den Obstbau und die Viehzucht. Schon als Knabe von zwölf Jahren hatte er eine Baumschule und erhielt vom Vater ein besonderes Stück Land, das er mit seinen selbstgezogenen Bäumchen bepflanzen durfte. Ebenso hatte er früh ein paar Schafe auf der Weide und pflegte die „Gäule“ und Stiere seines Vaters so sorgfältig, daß er zweimal bei einer landwirtschaftlichen Ausstellung für einen Zuchtstier und einen Hengst den Preis erhielt.

Einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben bildeten die militärischen Dienstjahre in Stuttgart. Der Vater vermißte ihn sehr und behalf sich mit einem zweiten Knechte. Der Sohn indes war nicht ungerne in der Hauptstadt. Seine Kameraden hielten etwas auf ihn, da er bei seinem gesetzten Wesen zugleich sehr freigebig war, namentlich mit den Mundvorräten, die ihm die Mutter, trotz ihrer sonstigen übergroßen Sparsamkeit, in reichlichem Maße zukommen ließ und sich nur verwunderte über den grausamen Appetit ihres „Karle“ unterm Militär.

Seine früheren Dorfliebhabeereien behielt er auch in Stuttgart im Auge, besuchte an Feiertagen das benachbarte Hohenheim und besah sich aufmerksam alle Neuerungen beim Ackerbau, die verbesserten Pflüge, die Sä- und Dreschmaschinen, die künstliche Wiesenbewässerung und anderes. Als er jedoch später bei seinem Vater einiges davon einführen wollte, stieß er auf großen Widerstand. Dergleichen könnten „Herrenleute“ probieren, aber kein Bauer, wenn er nicht zugrunde gehen wollte, meinte der alte Deutsche. So habe sein „Ahne“ und „Guckähne“ gepflügt, und er selbst sei reich dabei geworden; der Sohn solle nur auch dabei bleiben und nicht gescheiter sein wollen als alle Leute in Seebronn.

Mittlerweile hatte der junge Deutsche sein achtundzwanzigstes Jahr erreicht, als der Vater ihm eines Tages ankündigte, er könne jetzt heiraten; er habe ihm eine Frau ausgesucht, die für ihn passe, nämlich des „Adler“-Wirts Marie, ein braves, stilles und reiches Mädchen. Wenn er die nähme und sie beide noch ihre Jahre bei ihm dienen wollten, bis er sich zur Ruhe begäbe, so brauchten sie künftig eine Magd weniger zu halten.

Der Sohn war damit zufrieden, mußte es wenigstens sein. Die Verlobung wurde gefeiert, und schon im nächsten Frühjahr war die Hochzeit, zwar nicht so wie ehemals bei den reichen Bauern, aber immer noch glänzend und großartig genug. Nur das junge Ehepaar schien nicht das heiterste zu sein. Sie waren wohl vergnügt, aber so ruhig und maßvoll, als ob sie schon zehn Jahre beisammen gelebt hätten. Der Vater scherzte darüber. Als er Hochzeit gehalten, hab's ganz anders in

ihm gesiedet und gekocht, und sein Mütterle hab's auch kaum erwarten können; die sei so inbrünstig verliebt gewesen, wie man keine Braut mehr sehe, und noch jetzt, wenn sie alle Jahr auf Weihnachten einen Kuß bekäme, so spüre sie's „in alle Äderle“, und es „pupfere“ ihr bis in die Fingerspitzen hinein. „Du wüster Gesell!“ rief die Mutter. „Küsse und Kirschen schmecken nur, wenn man jung ist, und am besten, wenn man sie stehlen muß. Bei uns aber ist's schon lang' rum.“

Die junge Frau fand sich ganz gut in das neue Hauswesen. Durch kleine Aufmerksamkeiten machte sie sich dem Vater, durch Sparsamkeit und heimliche Kontrolle über das Gesinde der Mutter wert. Auch ihrem Manne tat sie alles zulieb, was sie ihm nur ansehen konnte; es schmeckte ihr kein Essen, kein Kaffee, kein Kuchen, wenn er nicht dabei war und mit genoß, und nie kam sie aus Rottenburg zurück, ohne ihm eine Kleinigkeit mitzubringen. Bald hatte sie ein schönes Halstuch, bald ein buntes Sacktuch, bald ein neues Baummesser oder einen Pfeifenkopf für ihn gekauft. Sie studierte förmlich seine kleinen Liebhabeereien und suchte sie zu befriedigen. Allein es war eigenartig, die beiderseitigen Naturen waren fast zu gleichmäßig organisiert, als daß sie hätten so recht ineinander aufgehen können.

Der Mann spürte das. Er konnte eigentlich über nichts klagen, nicht über Mangel an Aufmerksamkeit, an Hingebung und Liebe; im Gegenteil, es wurde ihm oft zuviel, was sie an ihm tat, und doch fühlte er sehr entschieden, daß es nicht so sei, wie es sein sollte. Es schien ihm



manchmal, als sei die Liebe seiner Frau nicht natürlich, nicht frisch und fröhlich genug, wie das Herz sie doch verlangt, wenn es recht befriedigt sein soll. Er fing allmählich an, darüber zu grübeln, und meinte endlich, die Frau liebe ihn nur pflichtmäßig und hinge eigentlich noch an ihrem ersten Liebhaber, der ihr als Bräutigam weggestorben war. Deshalb sah er es auch ungern, wenn sie zuweilen den Kirchhof besuchte; ja es genierte ihn und verdroß ihn sogar, daß sie jährlich am Allersee- lentage eine Kerze auf dem Grabe ihres Erstgeliebten abbrennen ließ und für ihn betete. Doch äußerte er nie ein Wort darüber. Man ging äußerlich ruhig neben- und miteinander dahin, ohne des Lebens recht froh zu werden.

So hatten sie bereits drei Jahre beim Vater gedient, und noch immer war die Ehe kinderlos. Dem alten Deutsche war das nicht recht; er habe nach neun Monaten einen Buben gehabt; er wisse nicht, was die jungen Leute miteinander machten. Indes kränkelte die Frau und mußte oft ganze Tage lang ihr Kopfweh im Bett verschlafen. Auch im Haushalt leistete sie nicht soviel, als der Vater gehofft. Sie schaffte gar langsam, gründlich und bedächtig, weshalb sie, wenn sie zum Beispiel einmal kochte, das Essen nie zur rechten Zeit fertig brachte. Das gab denn manchen kleinen Verdruß. Die Angebereien aber und die geheime Polizei, die sie über das Gesinde ausübte, brachte dieses allmählich so in Aufruhr, daß es erst zu Reibereien und endlich zu einem förmlichen Kriegszustand, zu einem Komplott der Diensthofen gegen die Herrschaft kam, wobei natürlich

die Arbeit und das ganze Hauswesen nur zu merklich Not leiden mußte.

Der alte Deutsche sprach endlich ein Machtwort; es mußte ein neuer Boden gelegt werden mit dem Gesinde; so könne es in drei Teufels Namen nicht länger fortgehen. Niemand tue, was nötig sei, und jeder warte, bis es ihm geheißen werde, und er könne bei seinen Amtsgeschäften doch nicht den ganzen Tag dastehen und kommandieren. Nur mit Mühe hielt die Frau ihn zurück, daß er nicht sofort allen Dienstleuten aufkündigte. „Neue Besen kehren wohl“, sprach er. Ja, aber die alten kennen die Winkel“, versetzte die Frau. Sie meinte, die eine Magd, das Kätterle, sei an allem schuld; die sei nicht „vom besten Butter“ und verhetze das Gesinde, und so gab es der Alte endlich zu, daß man einstweilen das Kätterle allein entließ und eine neue dinge.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit nahm die alte Bäuerin diesmal ein junges zwanzigjähriges Mädchen aus dem Steinlachtale; die fertigen, langgedienten Mägde, meinte sie, wollten sich nichts mehr sagen lassen; alte Bäume könne man nimmer biegen; sie wolle es deshalb einmal mit einer jungen versuchen, und der Erfolg zeigte bald, daß ihre Wahl eine glückliche gewesen.

Die neue Magd, die später als das *Rösle von Seebromm* so oft genannt worden, war früh verwaist, hatte nach der Konfirmation als Kindsmagd bei einem Landpfarrer gedient, war dann nach und nach in die häuslichen Geschäfte, in den Garten- und Feldbau und dergleichen eingeführt worden und verstand sehr viel für ihr Alter, mehr als manche Dreißigjährige. Dabei hatte sie einen

gar guten Kopf. Man brauchte ihr zum Beispiel ein neues Geschäft, ein neues Gericht zum Kochen, ein Kleidungsstück zum Nähen nur einmal anzugeben, so machte sie es so pünktlich und gut, daß die Frau sich nicht genug darüber verwundern konnte. Zugleich ging ihr alles flink und wie spielend von der Hand; nichts focht sie an. Sie mochte melken oder Gras mähen, Korn schneiden oder dreschen, sie mochte waschen oder nähen, spinnen oder stricken: es hatte alles eine Art und ein Aussehen. Und dabei war sie bei jedem Geschäft, bei jedem Wetter unverwüstlich heiter und aufgeweckt und verstand es, Scherzreden und kräftige Neckereien, wie sie auf dem Lande gang und gäbe sind, ebenso gut hinzunehmen, als zu erwidern, wobei sie aber mit einem seltenen Takte ihre untergeordnete Stellung als Magd eines Bauern in Seebronn nie aus dem Auge ließ und namentlich den Stolz der beiden Alten sorgfältig schonte.

Der alte Deutschle war denn auch über die Maßen zufrieden mit dem Rösle und ließ ihr manche kleinen Eigenheiten, die sie nicht ablegen wollte, gern hingehen. So schien sie ihm übertrieben reinlich zu sein. Nicht nur war ihr Küchengeschirr, die Melkkübel, die Waschzuber und alles, was sie gebrauchte, stets musterhaft rein geputzt, sondern sie wusch auch jeden Morgen den Kühen, wenn sie sie am Brunnen tränkte, die schmutzigen Schwänze und Lenden ab.

Das bespöttelten anfangs die Nachbarn wie der alte Schultheiß; allein sie ließ sich nicht irre machen; sie möge sich mit den dreckigen Kuhschwänzen nicht aufs

Maul oder aufs Zeug schlagen lassen, meinte sie; so habe sie's bei dem Herrn Pfarrer tun müssen, und auch den Kühen bekomme die Reinlichkeit gut. Übrigens war es merkwürdig, wie das Rösle selbst bei den schmutzigsten Geschäften wie beim Reinigen der Ställe, beim Aufladen und beim Werfen des Düngers, oder wenn sie beim schlechtesten Wetter einen Ausgang zu machen hatte, immer ganz säuberlich daherkam, so daß es schien, als könne gar kein Schmutz an ihr hängen bleiben.

Es war Ostern, als sie den neuen Dienst antrat, und schon nach einem halben Jahre herrschte in des Schultheißen Hause ein ganz anderer Geist, eine andere Ordnung, und das war wesentlich ihr Werk. Es ist nicht zu sagen, wieviel Segen oder Unsegen ein einziger Dienstbote im Hause stiften kann.

Obwohl das Rösle mit strenger Gewissenhaftigkeit auf den Nutzen der Herrschaft bedacht war und alles mit einem Eifer tat, als ob sie's für sich selber täte, so kam doch auch das übrige Hausgesinde nicht zu kurz bei ihr. Ihr Grundsatz war: dem Arbeiter gehört sein Essen; deshalb kehrte sie sich nicht an die Befehle der „Bäuerin“, doch beim Kochen recht zu sparen und namentlich Fett und Butter und Eier zu schonen, denn diese Gegenstände verkaufte die alte Frau lieber, um für kleine Nebenausgaben, die der Mann nicht wissen sollte, auch einen Kreuzer Geld in der Hand zu haben. Das hatte früher viel Unfrieden hervorgerufen, besonders wenn man fremde Arbeiter haben mußte, wie bei der Ernte. Das Rösle suchte mit seltener Kunst, die Kargheit ihrer Frau unschädlich zu machen. Sie kochte

immer sehr reichlich, schmälzte die Speisen gehörig und gab den Arbeitern stets zur rechten Zeit und so gut ihre Portionen, daß alle sie gern hatten und es sich schon gefallen ließen, wenn das Rösle sie zuweilen mit einer scherzhaften Wendung zur Arbeit antrieb; denn da war sie immer „Fuchs und Has“, wie man sagt.

Nur mit der jungen Frau konnte sie sich nicht gut stellen. Beide waren sehr verschieden und stießen sich beinah instinkartig ab. Das ewige Spionieren und die Zwischenträgerei war dem Rösle in der Seele zuwider; auch schien ihr die junge Frau schon ebenso geizig zu sein wie die alte; denn sie rechnete ihr beständig nach, wieviel Milch, Fett und Butter sie täglich verbrauchte. Da gab es denn manchmal einen kleinen Wortwechsel zwischen den beiden. Das Rösle genierte sich aber nicht, wo sie recht zu haben glaubte, und hier um so weniger, als sie in der jungen Frau nicht etwa die künftige Herrin, sondern ebenfalls nur eine Art Magd erblickte.

Was aber der jungen Frau am meisten mißfiel, war die immer entschiedener hervortretende Gewißheit, daß ihr Mann das Rösle nicht ungern sehe und deshalb so oft als möglich ihre Nähe aufsuche und sich mit ihr aufs freundlichste unterhalte.

Man konnte auch nicht leicht etwas Lieblicheres und Anmutigeres sehen, als wenn das Rösle in ihrer schönen Steinlacher-Tracht, mit ihren prächtig-langen nußbraunen Zöpfen, im roten Mieder, weißer Schürze und schneeweißen Hemdärmeln am Sonntag sich zeigte. Aber auch in ihren gewöhnlichen Werktagskleidern blieb sie immer eine wirkliche Schönheit. Dazu ihr

lustiges, neckisches Wesen; und vollends wenn sie mit ihrer glockenreinen Stimme ein Lied sang, da lachte dem jungen Mann das Herz in der Brust, und er konnte sich oft des stillen Vergleiches dieser Magd mit seiner Frau nicht erwehren und konnte sich nicht verhehlen, wie sehr diese hinter jener zurückstehen müsse.

## 2. Kapitel

Sowie die junge Frau über die aufkeimende Neigung ihres Mannes im reinen zu sein glaubte, war auch ihr Entschluß gefaßt, das Rösle unter allen Umständen aus dem Hause zu schaffen, und sie suchte zunächst die Schwiegermutter auf ihre Seite zu ziehen.

„Es ist doch zu arg“, begann sie eines Tags, als sie allein waren, „wie das Rösle wirklich aushausen tut, und das wird alle Tag' schlimmer. Ich kann's nimmer ansehen, wie sie mit den Sachen umgeht, der große Schmalzhafen ist gleich leer, und wir haben noch nicht Weihnachten. Auch braucht sie fürchterlich viel Öl, füllt jeden Abend ihre Ampel, und morgens ist kein Tropfen mehr darin, weil sie die halbe Nacht hindurch für sich schafft. Dazu der große Lohn, den sie kriegt! Was sie am Geschäft verdient - und da will ich ihr ja nichts nachsagen -, das verlieren wir doppelt wieder durch ihr Aushausen. Ich meine, ein 'ringeres Mädle tat's auch, und ihr stündet euch besser dabei.“

Der Schwiegermutter leuchtete das ein und sie erging sich in einer langen Schmäherei gegen das Mägdevolk, in dem die eine wie die andere sei. Diese Stimmung benutzte die junge Frau, um sofort ihre geheime Entdek-

kung bei der Mutter anzubringen: Was aber noch das Allerwüteste am Rösle sei, fuhr sie fort, das habe sie erst ganz kürzlich in Erfahrung gebracht. Das Mädle sei nämlich erschrecklich mannsüchtig; mit jedem Knecht binde sie an und suche ihn zu verführen, und sie meine gewiß, des Hosenbäuerles Jakob hab' es mit ihr. - Unter vielen Tränen spielte sie endlich den Haupttrumpf gegen sie aus, daß sie nämlich auch ihren Mann zu verführen suche und daß ihr dies - wie es scheine - schon halb gelungen.

Die Mutter meinte, sie kenne ihren „Karle“ zu gut, der ließe sich von keiner Magd verführen; und auch dem Rösle traue sie einen so hochmütigen, schändlichen Gedanken nicht zu. Nun aber rückte die junge Frau mit ihren Beobachtungen über das Betragen ihres Mannes ausführlich heraus, wie er dem „liederlichen Mensch“ nie ein böses Wort sage, wie er sich gern mit ihr ein Geschäft mache, wie er im Stall sei, wenn sie melke, wie sie beim Dreschen immer ihm gegenüber stehe und wie die beiden oft still und gedankenvoll sich anguckten, als wollten sie Gott weiß was miteinander verabreden.

Es bedurfte nur einige Tage stiller Beobachtung, und die Mutter glaubte sich allerdings überzeugt zu haben, daß der Verdacht ihrer „Söhnerin“ (Sohnsfrau) nicht so ganz unbegründet sei, und beide beratschlagten deshalb jetzt um so angelegentlicher, wie sie es dem Alten am wirksamsten eingeben könnten, das Rösle fortzuschicken; denn das wußten sie sehr wohl, einmal, wieviel das Mädchen bei ihm galt, und sodann, daß sie mit ihren Verdächtigungen da nicht durchdringen wür-

den. Indes, welcher Mann könnte widerstehen, wenn sich zwei Frauen gegen ihn verschwören!

So wurde nun der alte Deutschle auf die listigste, ränkevollste Weise bearbeitet, gegen das Rösle mißtrauisch gemacht und allmählich umgestimmt. Er beobachtete sie von da an schärfer, suchte und fand natürlich mancherlei zu tadeln und tat dies mit einer gewissen Befriedigung bald so rauh und barsch, daß es dem Rösle weh tat und sie nicht wußte, womit sie den Alten so gegen sich aufgebracht hatte. Doch zwang sie sich, nicht empfindlich zu scheinen, und blieb immer gleich lustig. Das verdroß ihn wieder, und so wuchs die gegenseitige Verstimmung.

Er suchte täglich eine neue Gelegenheit, mit ihr anzubinden und sie abzukanzeln. Eines Abends aber, als sie gemolken hatte und beim Aufstehen wegen einer heftigen Bewegung der Kuh etwas Milch verschüttete, geriet er so in Zorn, daß ihm eine sehr ungute, kränkende Äußerung entfuhr. Mit der größten Ruhe verteidigte sie sich wegen der verschütteten Milch und bemerkte dann etwas spitzig: wenn sie dem Herrn Schultheißen nicht mehr recht sei, da er ja fortwährend alles an ihr tadeln müsse, so möge er das nur offen sagen; es gäbe noch andere Dienste genug, wo man mit ihren Leistungen zufrieden sein werde, und außerdem habe sie keine Lust mehr, den ganzen Tag Holz auf sich hacken zu lassen. Das gab den Ausschlag. In der Hitze kündigte er ihr auf, und obwohl ihn bald nachher seine Übereilung gereute, litt es doch sein Stolz nicht, die Magd zu bitten, in seinem Dienst zu bleiben, und so zog

das Rösle sechs Wochen später, zu Lichtmeß, von Seebronn ab.

Leichten Fußes und leichten Herzens schritt sie mit ihrem Bündel auf dem Kopfe durch die Winterlandschaft dahin. Auf den dringenden Wunsch ihrer alten, kranken „Dote“ (Taufpatin) in Pfullingen hatte sie keine Stelle wieder angenommen, sondern wollte wenigstens den Winter hindurch bei ihrer Dote bleiben und sie verpflegen. Da ein tiefer Schnee gefallen war, schlug sie die Landstraße ein und berührte, ohne zu rasten, nur wie im Fluge Rottenburg, Tübingen, Reutlingen und traf nachmittags noch zu guter Zeit in Pfullingen ein, wo die Dote sie herzlich willkommen hieß.

Mit unglaublicher Geduld fand sie sich in die Launen und Grillen, welche die alte Frau von Tag zu Tag mehr hervorkehrte, und suchte durch lustige Schilderungen des eigentümlichen Lebens in Seebronn ihr die Zeit zu vertreiben und die gichtischen Schmerzen vergessen zu machen. Mit besonderer Vorliebe schilderte sie den alten Deutschle und seinen Sohn, die beide bessere Frauen verdient hätten, und ward nicht müde, kleine Züge zu erzählen, wie lächerlich, hochmütig und geizig die Leute gewesen, wie zum Beispiel die alte Bäuerin eines Tages, als sie die Hühner gefüttert, dem Haushahnen einen grimmigen Tritt gegeben und geäußert: „Der frißt für zwei und legt das ganze Jahr kein gotzig (einzig) Ei“, und wie sie selbst oft nur durch List und kleine Gewalttätigkeiten den Hausfrieden unter dem Gesinde habe aufrechterhalten können.

Sonst war ihr Leben in Pfullingen höchst einförmig

und still. Sie hatte eine Ziege zu versorgen und ein bescheidenes Essen zu bereiten; die übrige Zeit spann sie und wich nicht von der Seite der Dote.

In Seebronn dagegen, im Hause des Schultheißen, war mit Rösles Fortgang auch der Geist des Friedens und der Zufriedenheit abgezogen, und die alten Übel, Hader und Unbotmäßigkeiten unter dem Gesinde, nahmen bald wieder überhand. Dabei wollte kein Geschäft vorwärts gehen; dem einen war dies zu viel, dem andern das; keiner hatte Sinn für das Ganze, vielmehr tat jeder nur notdürftig und mit Unlust seine besondere Arbeit und ließ das übrige Hauswesen gehen, wie es eben gehen wollte. Es fehlte der gute Genius, der seit andert-halb Jahren die Ungebürlichkeiten der Bäuerin verdeckt, verbessert und die oft undankbare Rolle des Vermitteins übernommen hatte.

Am meisten freute sich natürlich die junge Frau ihres Sieges. Die gefährliche Nebenbuhlerin war entfernt, und sie selbst war mehr denn je bemüht, sich ihrem Mann liebenswürdig und gefällig zu erweisen. Er erkannte diese Absicht, und eben weil er sie erkannte, tat sie bei ihm die entgegengesetzte Wirkung. Er fühlte sich im Herzen so unbefriedigt, so abgestoßen, so entfremdet von der Frau, daß sein Betragen gegen sie täglich kühler und gleichgültiger wurde.

Sowie die Frau sich überzeugte, daß sie mit aller Aufmerksamkeit und Güte nichts erreichte, nahm sie ebenfalls ein entgegengesetztes Betragen an, gab kurze, kalte Antworten, zwang sich, gleichgültig zu erscheinen, und damit war jedem Mißverständnisse, jedem Zanke

Tor und Tür geöffnet, durch welche dann auch bald jene bösen Quälgeister unaufhaltsam einzogen.

War das Rösle übrigens auch aus dem Hause gedrängt, aus dem Herzen des Mannes war es nicht verdrängt; im Gegenteil, die Trennung ließ ihm ihr Bild nur um so lieblicher erscheinen, und wieviel das ganze Hauswesen an ihr verloren, sah er nur zu gut, durfte aber nichts darüber sagen, weil ja der Vater selbst das Mädchen fortgeschickt hatte.

Die alte Bäuerin wirtschaftete mit ihrer „Söhnerin“ wieder so „wuhlig“ und geizig, als wollte sie plötzlich alles einbringen, was das Rösle, wie sie meinte, verhaust habe, und fand an der neuen ein sehr dienstwilliges Werkzeug. Da wurde an allem geschnipfelt und gespart, am Speck und Butter, am Mehl und selbst an den Kartoffeln, die man doch damals noch reichlich genug hatte, die man aber lieber zu Schweinefutter verwenden wollte. Nichts aber macht unter dem Hausgesinde und den Arbeitern eines Bauern böseres Blut, als wenn das Essen nicht gut und in gehöriger Fülle verabreicht wird.

Die Unzufriedenheit und Erbitterung nahm denn auch in dem Grade zu, daß der Knecht und der Pferde-junge eines Abends sich berieten, wie sie ihrer Herr-schaft einen Streich spielen könnten, um sie für ihren Geiz und das schlechte Essen zu züchtigen.

Der alte Schultheiß kam eben vom Rathaus heim, als er in der Futterkammer ein Licht sah und nun, hinter dem Fenster stehend, folgendes Gespräch erlauschte:

„'s ist wahr, 's ist nimmer zum Aushalta hier“, sagte Michel, der Knecht. „Schaffa muß mer wie a Gaul, und's

Essa, wo mer kriegt, des hebt grad von Elfe bis Mittag. D' Morgasupp' ist des hell' Wasser, da schwimmt kein Äugele drauf; und 's Mittags kriegt mer jetzt schon drei Tag' Weißkraut und alten verstunkenen Schinken, den im letzta Sommer schon d' Würm' nimmer g'fressa hent; er ist ihne z'schlecht gsei; aber mir dürfet uns d' Zahn' daran ausbeißen. Des kommt aber bloß von der alten verfluchten Bäure her, dia kann it g'nug z'sämme scharre, dia schnappt nach allem, wie a Gans nach 'm Äpfelbutza; und d' jung' Frau, dia dürr' Spinn', dia macht's it besser, und die neu Magd, dia schmutzige Lausgrott da, dia möcht der Bäure nur immer in den A... schlupfa und macht's schier noch ärger als sia selbst. - War nur des Rösle noch da! Des hent se wegbissa und hent's beim Alta verräsonniert. 's ist gottsträflich! Aber wart nur, dia Leut' sollet's noch spüra - am nächsta Ziel gang i fort, und wenn i vorher it noh a Stück Vieh himmach', en Gaul oder a Kuh, so soll mi, beim Blitz! a heiligs Dunnerwetter verschlaga."

Der Schultheiß hatte genug gehört; es gingen ihm plötzlich mit einem kalten Schauder die Augen auf über die geizige Wirtschaft, die er nie gebilligt, die er aber in dem Grade gar nicht kannte, da für ihn und seine Frau schon seit Jahren immer etwas Besonderes gekocht werden mußte. Er zog sich schweigend in sein Stübli zurück, wollte nichts zu Nacht essen und legte sich bald, in ernste Gedanken versunken, ins Bett. „Was hast? Ist dir ebbes it reacht?“ fragte ihn mehrmals besorgt die Bäuerin, brachte aber nichts weiter aus ihm heraus als die kurze Antwort: „Schon reacht!“

In des Schultheißen Augen wollte in der ganzen Nacht kein Schlaf kommen. Sein Plan stand fest, daß er hier entschieden durchgreifen müsse, wenn nicht das ganze Hauswesen in die größte Unordnung und in den schimpflichsten Verruf geraten sollte.

„Was kochst heut' fürs Gesinde?“ fragte er am anderen Morgen seine Frau.

„Oh, heut' ist Samstag, da gibt's zu putzen und zu waschen; da kann man nicht viel kochen; es ist noch Weißkraut da, das kann man aufwärmen und ein Stückle Schinken dazu geben.“

„Laß sehen!“ sprach der Alte und begab sich in die Speisekammer, nahm den großen Häfen mit Kraut und schüttelte ihn ruhig in die Schweinegelte, den Schinken aber, den er besah und beroch, warf er auf der Stelle dem Hund hin und sprach zu seiner Frau, die vor Staunen und Entsetzen ganz versteinert da stand: „Dein verdammter Geiz bringt uns noch um Hab und Gut. Um einen Kreuzer zu sparen, wirfst du das Geld guldenweis zum Haus hinaus. Wer gibt denn vier Tage lang das selbe Essen? Und ist's nicht eine Sünd' und Schand', dem Gesinde verdorbenen Schinken vorzusetzen? Aber du gönnt das Fleisch niemand, solange es gut schmeckt, es muß erst faul werden und stinken, dann haben sie länger daran. Oh ich kenn' dich! Aber wart' nur, ich will dir den Deckel vom Hafen lupfen! Ich will dir sagen, wo du her bist! - Wird das nicht anders und bringst du noch einmal ein solches Schand-Essen auf den Tisch, so schlag' ich dir - Gott verzeih' mir's! - deinen alten Buckel grün und blau.“

Damit ging er fort und rief dem Michel, dem Knechte, er solle zu ihm ins Stühle kommen. Er erschien alsbald, und der Schultheiß sagte mit der größten Fassung: „Hier, Michel, ist dein Lohn. Pack' deine Sachen ein und geh mir auf der Stelle aus dem Hause! Du darfst mir nichts mehr anregen, hörst du, ich sag' dir's! Darfst mir keinen Gaul mehr füttern, oder es geht dir schlecht!"

Michel wollte wissen, warum er fort solle; allein der Alte sagte sehr ernst: „Gehst du mir nicht in der nächsten Viertelstunde zum Hause hinaus, so bring' ich dich ins Zuchthaus, elender Gesell!" Und darauf zog sich der Michel still in seine Kammer zurück und war schon in der nächsten Viertelstunde nicht mehr zu sehen.

Die Bäuerin zitterte noch immer wegen des Gerichts, das der alte Deutschle gehalten, und fragte ganz verstört, warum er denn den Michel fortgeschickt. „Das ist mein' Sach'. Dir aber will ich nur noch sagen, daß du mir auf Ostern die neu' Magd, das schmierige Mensch, aufkündigst. Es ist sonst zwar nicht mein Geschäft, die Mägd' zu dingen; aber wenn die Frau so mit der Pelzkapp' beschlagen ist (so einfältig ist) wie du, so muß freilich wohl der Mann zugreifen, und diesmal will ich schon für eine sorgen. - Das beste Mädle, das wir bis jetzt noch gehabt, war doch das Rösle; das war ein Staatsmädle, und alles, was sie geschafft, ja was sie nur angeregt hat, das hat einen Segen gehabt; und wenn du und deine Söhnerin mir nicht den ganzen Tag in den Ohren gelegen hättet, so war sie noch da. Euch zum Trotz aber muß sie mir wieder ins Haus, und wenn sie fünfzig Gulden Lohn haben will."

Die alte Bäuerin kannte zu gut ihre Stellung und den festen Willen ihres Mannes, als daß sie gewagt hätte, auch nur den geringsten Einwand dagegen vorzubringen. Sie konnte bloß bei ihrer Schwiegertochter im stillen sich ausseufzen und mit ihr die Gefahr beklagen, die abermals über dem Liebesglück der jungen Eheleute wie ein Ungewitter sich zusammenzog.

Bevor der Schultheiß sich zur Ruhe legte, befahl er seinem Sohne, morgen früh um sechs Uhr den „Fuchsen" zu satteln und vorher gehörig zu füttern. Er wolle nach Reutlingen, um mit dem „Ochsen"-Wirt zu reden, ob er das schon lang bestellte Fuder Korn noch brauchen könne.

Wohlgemut bestieg er am Sonntagmorgen den stattlichen Fuchs, der seinen Herrn - trotzdem daß er in den letzten Jahren bedeutend stärker geworden war - im raschen Trab noch vormittags nach Reutlingen brachte, woselbst er bei einem guten Schoppen „Alten" mit dem „Ochsen"-Wirt handelseinig wurde und dann das Mittagessen an der öffentlichen Tafel sich schmecken ließ.

Ein junges brillentragendes Referendärchen, das eben mit knapper Not durch das Examen geschlüpft war, versuchte es, unser Bäuerle aufzuziehen.

„Woher kommt Ihr schon, Landsmann?" fragte er ihn.

„Von Seebronn, Herr!"

„So, so, von Seebronn, wo's so viele Ratten hat."

„Da wisse Sie mehr als ich und mein Pommerle, Herr. Sie denket an Wendelsheim."

„Richtig, richtig! Die Wendelsheimer heißen die Ratten, die Seebronner sind die Spältlesgucker. - Sag mal,



Landsmann, ist's denn wahr, daß die Seebronner jeden Sonntag nach der Kirche sich üben, durch die kleinsten Spältle zu gucken?"

„Nein, Herr, da habe Sie sich en Bären aufbinde lasse. Mir Seebronner heißet Spältlesgucker, weil mir schon vor dem vierzigsten Jahre, wo alle Schwabe g'scheit werdet, mit unsere Bauernaugse sehe könnet, wie dicke Spältle und Balke die g'studierte Herre manchsmal in ihre Auge habet, auch wenn sie a kleins Gläsle davor setzet, daß mer's net merke soll.“

Die ganze Tischgesellschaft lachte dem Schultheißen zu, der alsbald wieder den Fuchs bestieg; denn das eigentliche Ziel seiner Reise war nicht Reutlingen, sondern Pfullingen.

In einer Viertelstunde war er dort und saß bei der freundlichen Wirtin im „Lamm“ und erkundigte sich nach einer Magd, die in Seebronn gedient und jetzt hier eine alte Dote verpfleget. Sie war bald ausgekundschaftet und ins „Lamm“ bestellt und ließ nicht lange auf sich warten. In ihrer schmucken Sonntagstracht trat das Rösle herein, schöner als je, und war nicht wenig verwundert, den alten Deutschle da zu finden. Sie mußte sich zu ihm setzen, und bei einem Glase Wein eröffnete er ihr allmählich sein Anliegen. Er gestand, die Weibsleute hätten ihn aufgehetzt, und es tue ihm leid, daß er sie so unfreundlich fortgeschickt, und fragte, ob sie nicht Lust habe, in seinen Dienst zurückzukehren. Sie solle dreißig Gulden bekommen und im ganzen Hauswesen die freie Hand haben, und wenn ihr je sein Weib, die alt und wunderlich sei, etwas drein reden

wolle, so solle sie sich nur an ihn wenden, er werde sie jederzeit schützen.

So schmeichelhaft dies Anerbieten dem Rösle einerseits erschien, so war es doch, als ob eine innere Stimme ihr zuflüsterte: „Geh nicht wieder hin!“ Sie gab zu, daß sie wieder dienen wolle, da es der Dote besser gehe; wehrte sich aber lang gegen den Antrag, so daß der Schultheiß endlich fragte, ob der Lohn etwa nicht hoch genug sei; auf einige Gulden weiter komme es ihm nicht an. Der Lohn sei ihr ganz recht, meinte sie; um aber noch eine kleine Bedenkzeit zu gewinnen, nahm sie die Ausrede, sie müsse es zuvor der Dote sagen.

Das geschah denn auch sogleich. Die Dote aber schalt das Rösle ein recht dummes Ding, daß sie bei einem solchen Antrag sich noch lang besinnen möge, und so willigte sie endlich in Gottes Namen ein. In der Freude seines Herzens gab der Alte ihr einen Kronentaler Haftgeld und ließ sich von ihr das Versprechen geben, sobald sie daheim entbehrlich sei, womöglich noch vor dem Ziele, bei ihm einzutreten. - So vergnügt wie der alte Deutschle am Sonntagabend in seine Wohnung trat, war er schon lange nicht mehr heimgekehrt.

„Hast das Korn gut verkauft?“ fragte die Bäuerin.

„Passiert; aber was wir am Korn verlieren, weil wir so spät mit dem Dreschen fertig geworden, das wird uns im nächsten Jahr das Rösle schon wieder einbringen; denn die hab ich auf Ostern gedingt. - Mach mir kein Gesicht, Alte, und red' mir nichts drein!“ sprach er.

„Ich sag' nichts und wünsch nur, daß unser Herrgott seinen Segen dazu gebe“, antwortete sie.

### 3. Kapitel

Am Georgentage kam das Rösle mit ihrem Zeugkorb auf dem Kopfe wieder nach Seebronn und ward vom Schultheißen und seinem Sohne mit unverhohlener Freude, von den beiden Frauen aber mit einem bittersüßen Gesichte empfangen und begrüßt. Es war nicht angenehm, nicht ermutigend; doch kehrte sie sich nicht daran, sondern begann sogleich ihre Arbeit und holte zuerst, wie es bei frisch eintretenden Mägden der Brauch ist, einen Eimer voll Wasser, war aber - ganz gegen ihre sonstige Art - so ungeschickt, etwas davon zu verschütten. „Ojes“, rief sie, „das ist gefehlt; ich bleib nicht lang da.“

Indes hatte ihr allzeit lustiger Sinn das üble Vorzeichen bald vergessen. Mit verdoppeltem Eifer ließ sie die ganze Haushaltung sich angelegen sein, und schon nach wenigen Wochen war es ihr gelungen, eine andere Ordnung wieder einzuführen. Abends, nachdem man gegessen, ließ sie von der Bäuerin sich sagen, was am folgenden Tage gekocht werden solle, und rüstete nicht selten noch die Gerichte für den nächsten Tag zu, schälte Kartoffeln, las Erbsen oder Linsen aus und machte sich einen förmlichen Angriffsplan für den anderen Morgen.

In aller Frühe war sie auf, ihr Tagewerk stand klar vor ihrer Seele, und ihr ordnender Sinn hatte nebenher immer noch hundert andere Dinge zu besorgen. Sie machte nie einen leeren Gang durchs Haus, durch den Hof oder den Garten; sie fand überall etwas zu tun, und war es auch nur, ein ausgebrauchtes Gerät an seinen Platz zu stellen. Wo sie den Knecht oder die Nebenmagd müßig sah, wußte sie jedem ein kleines Geschäft aufzugeben, und zwar mit so viel schalkhafter Neckerei, daß man es ihr zuliebe gern tat und ihr niemand etwas abschlug. Ebenso aber half sie ungebeten oftmals auch den Mannsleuten Heu und Stroh vom Boden werfen, die Ställe ausmisten, oder wo es sonst etwas Dringendes zu tun gab. Wie spielend gelang ihr alles, sie war überall und nirgends, das ganze Haus tanzte nach ihrer Pfeife, und der alte Schultheiß war ordentlich stolz darauf, daß er das Rösle wieder ins Haus gebracht.

Am meisten fühlte aber wohl der junge Deutschle durch Rösles Nähe sich beglückt. Mit steigendem Entzücken sah er oft dem herrlichen Mädchen zu, das mit sechs Händen zu arbeiten schien und das durch ihre glückliche Gabe, durch ihre kerngesunde Heiterkeit und durch ihren großartigen Überblick, ja durch ihre bloße Erscheinung schon mehr als durch ihrer Hände Werk ausrichtete, und das als die eigentliche Herrscherin im ganzen Haus schaltete und waltete.

„Rösle“, sagte er manchmal, „ich glaub', du kannst hexen, du kannst mit den Augen schaffen; was du nur anguckst, das ist im Nu fertig; bei dir könnte es einem bang werden.“

„Oh, nein, nein!“ rief sie vergnügt, „es darf Euch nicht bang werden bei mir“, und wie der Wind war sie fort und wieder am Geschäft. -

Der Frühling war dies Jahr mit all seiner Pracht erschienen, und wie in Haus und Hof, so entfaltete das Rösle auch in Garten und Feld eine ungemeine Rührigkeit und Tüchtigkeit. Die alte Bäuerin hatte keine Freude am Gartenwesen und überließ ihr daher gern die ganze Bestellung; denn sie wußte noch vom vorigen Jahre, wo sie eines bösen Fußes wegen den Garten nicht selbst hatte besorgen können, wie nützlich die Magd alles eingeteilt, wie geschickt und verständig sie alles gesät und gepflanzt hatte.

Beim alten Deutsche setzte sie diesmal es durch, daß keine „Saubohnen“ in den Garten kamen. „Wir können dies Stück noch gut zu Gemüsen, zu Gelben Rüben, Erbsen und Bohnen brauchen“, sagte sie. „Denn das Jahr hat ein weites Maul und einen großen Magen.“

Der junge Deutsche half ihr im Garten oft noch abends, wenn er vom Feldgeschäft heim kam, und aus Eifersucht gesellte sich dann auch die junge Frau zu ihnen und half, zeigte dabei aber weder Einsicht noch Geschick.

Das Rösle hing mit besonderer Vorliebe an dem Garten, der wesentlich ihr Werk war. Dort sah man sie meistens am Sonntagnachmittag auf der Bank unter dem großen schattigen Birnbaum sitzen und in ihrem Gebetbuch lesen, oder sie erging sich auch und sah nach, wie das Obst und die Gewächse gediehen, merkte sich, wo etwas zu reinigen, zu behacken, zu stecken und nachzu-

pflanzen war, und konnte der Bäuerin dann abends immer genau angeben, welche Früchte jetzt gebrochen und verbraucht werden müssen. Sie wachte fast ängstlich darüber, daß nichts umkam und verdarb, was Menschen oder Vieh noch genießen konnten; denn das hielt sie für schnöden Undank und für eine arge Sünde.

Die gewöhnlichen Zusammenkünfte der Knechte und Mägde auf der Straße oder unter der Linde vor dem Dorfe vermied sie; denn da sie unbestritten die Schönste im ganzen Orte war, so hatte sie sowohl vom Neide der übrigen Mägde als auch von den Zudringlichkeiten der Knechte mancherlei Anfechtungen zu bestehen, und wo sie je einmal des Sonntags in einen solchen Kreis geriet, da schwärmten die Männer auf sie los wie die Hummeln auf den Honighafen. Aber bald merkte sie alle, wie weit sie gehen durften; denn das Rösle hatte Haare auf den Zähnen und wußte allmählich selbst die kecksten Burschen in gehörigen Schranken zu halten. Nur des Hosenbäuerles Jakob war nicht abzutreiben und versuchte es dann und wann einmal wieder, sich etwas herauszunehmen; denn sie gefiel ihm über die Maßen wohl.

Eines Sonntagabends, als das Rösle auf dem Hofe wie gewöhnlich melkte, niederhockend und den Melkkübel mit den Knien haltend, trat er zu ihr hin und seufzte, nachdem er ihr eine Weile zugeschaut:

„Oh, Rösle!“

„Was willst?“ erwiderte sie.

„Oh“, sagte er, „i möcht' nur dein Melkkübel sein!“

„So einen wüsten Kübel wie du einer bist“, versetzte

sie, „kann man grad nur zum Ausschöpfen der Dunggrube gebrauchen, aber nicht für d' Milch.“

Als sie später mit der gefüllten Wassergelte über den Hof schritt, wollte der Jakob sie küssen; aber im Nu schüttete sie die ganze Gelte mit Wasser ihm über den Kopf, und als er darauf mit ihr des Kusses wegen zu ringen versuchte, faßte sie ihn mit den kräftigen Armen und „wie a Muck“ lag er da, an den Boden hingeschleudert. „Bravo!“ schrien die Burschen, die eben vorübergingen, und klatschten in die Hände.

Von Rösles Tätigkeit und glücklicher Stimmung während dieser Zeit zeugt auch folgender Brief, den sie ihrer Dote in Pfullingen schrieb:

Seebrohn, den 20. Juli 18...

Liebste Dote!

Ich habe Euch wohl versprochen, bald von hier zu schreiben, aber es ging nicht eher von wegen dem vielen Geschäft. Ihr glaubt nicht, was es in einer solchen Bauernwirtschaft zu tun gibt, da muß man zehn Sachen zugleich im Kopfe haben und muß hinten und vorne sehen, daß einem nichts zugrunde geht; denn die alt' Frau schiebt mir schier alles zu und redet mir nichts mehr drein, die jung aber ist der helle Garnichts, und ihr Mann ist recht mit ihr angeführt, so daß er mich oft dauert; denn das muß ich sagen, sein Sach' versteht er und schafft, daß es eine Freud' ist. Aber was hilft ihm die reich' Frau! Er sagt auch manchmal zu mir, wenn er

und ich nicht wären, so müßt' die ganze Wirtschaft auseinandergehen; sein Vater und Mutter, die seien zu alt und könnten's nimmer verzwängen und übersehen.

Ich hob' dies Frühjahr den Garten beinah ganz allein herrichten müssen, zuweilen hat der jung' Bauer auch geholfen; dazu gibt es jeden Tag, den unser Herrgott werden läßt, sechs Schweine zu füttern, vier Kühe zu melken, zu füttern, zu streuen und zwei Kälble aufzuziehen-, das sind zusammen meine zwölf Kinder, die ich versorgen muß. Dann ist jeden Tag eine Morgensupp' zu kochen und ein Kaffee für den Schultheiß und die Bäuerer, dann das Mittagessen, da gibt's wieder viele Mäuler, die gefüllt sein wollen, und dann muß ich immer noch etwas Apartes für den Alten und für d' Frau machen. Daneben gibt's oft noch extra was zu schaffen, zum Beispiel fürchterlich große Wäschen!

Nächste Woch' wird's Gras geschnitten, da haben wir das Haus voll fremder Leute, da muß ich beim Heuen helfen und muß auch kochen, denn der Alte leidet's nicht, daß das andere tun. Das wird ein Leben sein; aber ich hab's gern so, wenn's manchmal ein bißle drunter und drüber geht, daß man nicht weiß, wer Koch oder Keller ist. Ich bring' mein' Sach' auch immer recht hin und muß mich abends oft selbst verwunden, wie das alles so ordentlich gangen ist.

Nun sag ich Euch gute Nacht, liebe Dote, denn es ist schon spät und die Augen fallen mir immer zu. Lebet wohl und denket auch zuweilen an Euer Dötle.

RösleD...

Die Wiesen waren gemäht, das Wetter so schön, wie man es sich nur wünschen konnte, und alle verfügbaren Hände im Hause des Schultheißen mußten heuen helfen. Das Rösle war wieder ganz in ihrem Element; denn das Heuen war ihr immer ein wahres Fest, das sie dieses Jahr bei dem herrlichen Sonnenschein mit besonderer Munterkeit beging.

Schon war die größte Masse des geschnittenen Grases gedörrt und glücklich heimgefahren. Das Rösle, die Bäuerin und ihr Sohn hatten eben im „Viehweidle“ wieder ein mächtiges Fuder geladen, das Matthes, der Knecht, mit vier mutigen Pferden nach Hause fuhr, als der Himmel im Westen sich zu umwölken begann.

„Ich glaub, es gibt ein Wetter“, sprach die Bäuerin; „die Mucken stechen wie nicht gescheit, und heut' früh hat's keinen Tau gehabt; ich will nur machen, daß ich heim komm'; vielleicht könnt ihr das Heu noch in einen Haufen zusammenwerfen; s' wäre jammerschad', wenn's naß würd'“ - und damit ging sie fort, so eilig, als ihre alten kranken Beine es zuließen.

Mittlerweile stiegen die Wolken immer dichter und dunkler am Horizonte herauf.

„Ich mein“, sagte das Rösle, „wir sollten das Heu nur unter den Schopf (Schuppen) tragen, sonst ist es doch halb hin.“

„Erst noch“, antwortete der junge Bauer und begann sofort ein mächtiges Laken, welches mittags als Tisch-tuch gedient hatte, auszubreiten und füllte es mit dem Heu, das das Rösle zusammenkehrte; dann trug sie es beflügelten Schrittes unter den Schuppen oder das

Schirmdach, welches nach der Heuernte den Kühen eine schattige Raststätte und eine Zuflucht vor dem Regen gewährte. Da es auch an den Seiten mit Brettern vermacht war, so konnte es ganz gut zur einstweiligen Aufbewahrung des Heus benutzt werden.

Mit ungeheurer Anstrengung gelang es den beiden, in einer halben Stunde den Rest des Heus unter dem Schirmdach glücklich zu bergen, obwohl der immer heftiger werdende Wind ihnen manchen Armvoll entführte und ganze Säulen in die Lüfte hinaufwirbelte. Schon zuckten fern unaufhörlich zackige Blitze, und das dumpfe Grollen des Donners kam immer näher und wurde mit jedem Schlage lauter; schon erhob sich ein heulender Sturm, der gewaltige Staubmassen vor sich her peitschte und die schwarzen Wetterwolken mit unglaublicher Geschwindigkeit über den ganzen Himmelsraum dahinjagte; schon rauschten die ersten schweren Regentropfen nieder, als das Rösle mit dem letzten Armvoll unter den Schuppen gesprungen kam und kaum noch ein Plätzchen fand, das sie vor dem stromweise schüttenden Regen schirmte. Ihr treuer Gehülfe aber drängte mit seinen mächtigen Armen das aufgetürmte Heu zusammen und bereitete sich und dem Rösle einen sicheren Sitz, auf welchem sie erschöpft niedersanken.

Lautlos und andächtig saßen sie so eine Weile da, bis der einschlagende Regen sie nötigte, näher zusammenzurücken. Rösle tat es gern; denn es war ihr unheimlich und bang; ein solches Unwetter, meinte sie, habe sie noch nie erlebt; eine förmliche Nacht war hereingebro-

chen, die durch blendende Blitze und durch den furchtbar krachenden Donner nur noch grauenhafter wurde.

Still schlang der junge Deutschle seinen Arm um Rösles Nacken, und sie litt es, daß er erst sanft, dann immer heftiger sie an die gewaltig wogende Brust zog. „Ach Gott, ihr tut mir doch nichts?“ flüsterte sie halb ängstlich, halb zutraulich. „Ich tat mir selbst lieber ein Leid an als dir“, sprach der junge Bauer und drückte mit glühendem Ungestüm den ersten Kuß auf die schönen, schwellenden Lippen und fühlte dabei auch von Rösles Armen sich sanft umschlungen.

Stumm mit geschlossenen Augen und wie ohnmächtig ruhte sie lange so in den Armen des Mannes, während über ihnen und um sie das Wetter sich allmählich austobte, der Donner ferner rollte, der Regen linder rauschte und nach und nach der Tag wieder zum Vorschein kam.

„Oh Rösle“, sagte endlich der jung' Bauer, „ich gäbe die halbe Welt drum, wenn du mein Weib wärst!“ Kopfschüttelnd und sich losreißen sprang sie aber plötzlich auf, lief hinaus, trug die Rechen und Heugabeln zusammen und sang dabei:

Wie ist doch die Armut so sehr sehr veracht't,  
Man stellt sie wohl hinter die Tür;  
Wenn ich nur eintausend Taler reicher wäre  
Und war, mein Schatz, bei dir.

Unterdessen hatte der junge Deutschle das niedergedrückte Heu wieder aufgelockert und die verräterische Stelle, wo er so glücklich geruht, für fremde Augen unkenntlich gemacht und begab sich mit dem Rösle auf

den Weg nach Hause. - Die Sonne war nicht mehr sichtbar geworden, aber ein dunkelrotes Abendgewölk zeigte, daß sie im Untergehen begriffen war. Still gingen die beiden nebeneinander her; im Herzen aber erwogen sie gar viel, was nicht über die Lippen kommen wollte.

Von dieser Zeit an wiederholten sich die kleinen Vertraulichkeiten und die heimlichen Zusammenkünfte auf dem Boden, im Stall und in der Scheuer, sooft sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, und beiden war es wohl, wenn sie so allein beisammen sein konnten. Das Rösle schwelgte wie in süßen Träumen; und wenn ihr je zuweilen der Gedanke kam, es sei doch nicht recht, was sie tue, so war die Liebe alsbald spitzfindig genug, ihr jeden Schein eines Unrechts wegzudisputieren und diese Neigung als eine völlig unschädliche, ja unschuldige darzustellen. „Einen Kuß in Ehren kann niemand verwehren.“ Damit übertäubte sie lange die Stimme ihres Gewissens.

Indes wurde es ihr zuweilen doch recht bang ums Herz. „Wohin soll das führen? Wenn's die Leute wüßten“, dachte sie. „Ich müßte mich ja zu Tod schämen.“ Dazu kam ein schrecklicher Traum, der einen tiefen Eindruck in ihrer Seele zurückließ. Sie träumte nämlich, sie sei verführt worden und habe mit Schimpf und Schande fortziehen müssen, sei dann von Haus zu Haus gewandert und habe an allen Türen um Gottes Willen gebeten, sie aufzunehmen, aber jedermann habe sie abgewiesen.

Sie war mehrere Tage lang sehr ernst und vermied die abendlichen Zusammenkünfte mit dem Bauern, der

nicht wußte, was mit dem Rösle sei. Als er am dritten Abend die Pferde am Brunnen tränkte und das Rösle, das im Garten dicht hinter dem Zaun ein grünes Futter für die Schweine zusammensuchte, nicht nach ihm umschaute, begann er sanft vor sich hin das Kuckuckslied zu summen:

Der Kuckuck hat zwei goldene Fuß',  
Drum ist die heimliche Lieb' so süß.  
Der Kuckuck fliegt ins finstere Holz,  
Warum ist heut' mein Mädchen so stolz?  
Der Kuckuck fliegt zum Fenster hinein,  
Herzliebste steh auf und laß mich ein!  
Kuckuck Kuckuck!

Er guckte dabei über den Zaun und machte den eigentümlichen Ton des Kuckucks so täuschend und so possierlich nach, daß das Rösle auflachte und alle finsternen Gedanken aus ihrem Herzen wie verbannt waren. Sie schalt sich ein recht dummes Ding, daß sie um eines Traumes willen sich drei Tage hindurch abgeängstigt habe. „Träume sind Schäume“ und: „Wer will über ungelegten Eiern brüten?“ dachte sie, und war seelenvergnügt, als der jung' Bauer sie abends auf dem Heuboden inbrünstiglich umarmte und küßte; ja sie war diesmal hingebender denn zuvor, als wollte sie das Versäumte ihm wieder einbringen.

So wuchs allmählich die Leidenschaft still und ungestört bis zu einer bedenklichen Höhe. In der Arbeit merkte man dem Rösle nichts an; da war sie nicht träumerisch, nicht lässig und vergeßlich, wie sonst wohl Mädchen sind, wenn die Liebe ihnen zum ersten Male

den Kopf verwirrt; sie war vielmehr mit Kopf und Händen überall tätig, und ebenso nahm der junge Deutsche mit verdoppeltem Eifer des ganzen Hauswesens sich an, so daß Vater und Mutter mit stolzer Befriedigung ihm zusahen, und wie oft sagte nicht die Bäuerin, wenn jemand ihren Sohn lobte: „Ja, was, mein Karle! So gib't's kein'n zweiten auf zehn Stund Wegs.“

Die Erntezeit war nun herangerückt. Vom schönsten Wetter begünstigt, ward das Korn geschnitten, getrocknet, zu Garben gebunden und eingeheimst. Alle Speicher waren voll. Den Schluß dieser strengen, viel Schweiß verlangenden Arbeiten bildete wie gewöhnlich die „Sichelhenke“ oder der Ernteschmaus, den der alte Deutsche diesmal wegen des überreichen Segens recht glänzend geben wollte. Die Sichelhenke war übrigens das Hauptfest des ganzen Jahres und wurde stets am Bartholomäustage (am 24. August) zugleich mit der Kirchweih gefeiert. Bei diesem letzteren Feste machten sonst die Ärmeren übermäßige Anstrengungen und Ausgaben, während sie jetzt beim Ernteschmaus von den Reichen, denen sie bei der Arbeit geholfen hatten, traktiert wurden. Daher ist denn auch der Dorfjubiläum an diesem Doppelfeste immer ein durchaus allgemeiner. Selbst die Bettler, die von den Nachbarorten kommen (denn einheimische gibt es nicht) und die sonst nur an bestimmten Wochentagen das Almosen, welches die Gemeinde im Rathaus für sie niederlegte, sich abholen dürfen, nehmen gleichfalls an der Freude teil. Sie werden nicht mit trockenem Brote abgespeist, sie erhalten Fleisch, Kuchen und einen herzerfreuenden Trunk.

An solchen Tagen, besonders kurz vor dem Feste, haben die Hausfrauen und Mägde einen schweren Stand. So hatte auch das Rösle jetzt vollauf zu tun. Es mußte ganze Haufen von Kuchen backen, zweierlei Fleisch sieden und braten, Wein und Bier in großen Krügen aus dem Keller tragen und so weiter, bevor es sich ruhig zum Essen an den großen runden Tisch setzen konnte.

Unter allseitiger Heiterkeit, unter Scherz und Neckerei ließen die kräftigen Arbeiter die Mahlzeit sich schmecken. Denn so still und bedächtig der Bauer sonst immer sein Essen verzehrt, so gesprächig und lachlustig wird er bei solchen festlichen Gelegenheiten. Den Hauptstoff zum Lachen gibt der sogenannte „Mockel“. So heißt nämlich der, welcher beim Kornschneiden den letzten Schnitt getan; ebenso wer später beim Dreschen den letzten Schlag tut. Der Mockel muß viel leiden; er wird auf jede Art geneckt und ausgelacht und befindet sich am besten, wenn er ein gut Gesicht zum bösen Spiele macht und mit Humor die Rolle des Hanswurstes übernimmt.

Bei der „Flegelhenke“, das ist bei dem Festessen, wenn alle Früchte ausgedroschen sind, wird der Mockel oft ganz in Stroh eingeflochten, bekommt quer über den Kopf einen Stock, der zwei Hörner vorstellt, und wird an Stricken zum Brunnen geführt, damit er saufen soll. Unterwegs muß er beständig „muh, muh!“ schreien wie eine Kuh und heißt dann noch lange der Mockel (das ist die Kuh).

Etwas besser ergeht es ihm bei der Sichelhenke. In Seebronn beim Schultheißen war diesmal der Taglöh-

ner Lutz aus Wurmlingen, ein alter Junggesell, Mockel geworden und lachte zu allen Späßen, die man mit ihm vornahm, gutmütig mit. Dafür bekam er auch über Tisch, wie es der Brauch ist, vom Rösle einen aus Ähren und Blumen gebundenen Strauß und einen Schoppen Wein weiter als die übrigen Schnitter. Aber niemand beneidete ihn darum; denn jeder hütet sich, soviel er kann, nicht Mockel zu werden.

Nach dem Mittagessen strömte alle Welt, jung und alt, zum Wirtshause. Hier versammelte sich eine laute, gewaltige Schar und zog von da zum Dorfe hinaus auf eine Wiese, wo ein Hahnentanz gehalten werden sollte. Vier Musikanten gingen blasend voraus; dann folgte in einem mit Bändern geschmückten Käfig ein prächtiger, fuchsroter Hahn, getragen von einem Burschen; hierauf das Volk, indem man paarweise, immer ein Mann und ein Mädchen, durch das Dorf marschierte. Das Rösle kam etwas spät dazu, weil sie erst ihr Küchengeschirr nebst Schüsseln, Tellern und so weiter gespült hatte. Der jung' Bauer aber hatte auf sie gepaßt, und so waren sie die letzten, die gleichsam nur zufällig hinter dem Zuge herschlenderten.

Auf der Wiese wurde haltgemacht und der Hahn hoch oben auf eine tags zuvor errichtete Säule gestellt. Die Tänzer bildeten einen großen Kreis darum, und sofort begann der Tanz, indem immer nur ein einziges Paar einmal um die Säule tanzen durfte. Dabei war es die schwere Aufgabe der Tänzerin, ihren Tänzer mitten im Takte, und ohne den Tanz zu unterbrechen, wie im Fluge so hoch zu heben, daß er den Hahn ergreifen



konnte. Der Sieger schenkte ihn dann gewöhnlich der Tänzerin.

Diesmal dauerte es lang, bevor das Kunststück einem gelang; bis dahin aber gab es genug zu lachen. Denn bei harmlos glücklichen, fröhlichen Menschen, besonders beim Volke wie bei Kindern, bedarf es nur eines unbedeutenden Anstoßes und nur eines schwachen Fünkchens von Witz, um alsbald in die herzlichste Lachbegeisterung auszubrechen. So wurde auch jetzt der Hahnenanzug fortwährend mit einem wildfröhlichen Gelächter begleitet, indem bald ein Bursch sich steif und ungeschlacht benahm, bald einer einen possierlichen Bocksprung versuchte, um den Käfig zu erhaschen, oder es stürzte auch wohl einer wie des Hosenbäuerles Jakob mitsamt seiner Tänzerin zu Boden: da wollte der Jubel gar nicht enden.

Schon zweimal waren alle Paare um die Säule herumgetanzt, und noch hatte niemand den Preis erreichen können. Als zum drittenmal die Reihe an den jungen Deutschle kam, sagte er zum Rösle, die ihn zum Tanzen eigentlich verleitet hatte: „Jetzt lupf mich nur herzhafte, wenn ich an die Säule komm'!“ und bedächtigt begannen sie den Tanz. Wie sie der Säule am nächsten waren, flüsterte er: „Jetzt!“ und das starke Mädchen hob den gewaltigen Mann im Schwünge, den er geschickt unterstützte, so hoch und so sicher, daß er den Käfig ergreifen und im regelmäßigen Takte bis an seinen Platz forttanzen konnte. Da erscholl ein unendliches Bravo- und Hochrufen, und die Musikstimmte aus allen Kräften, um sich hörbar zu machen, in das wilde Geschrei mit ein.

Rasch setzte sich jetzt der Zug wieder in Bewegung. Der Sieger, der beim Hinausgehen der letzte gewesen, war nun, mit dem bunten Käfig in der Hand, der erste hinter den Musikanten; diese stimmten einen lustigen Marsch an und bliesen die Menge zum Wirtshaus zurück. Hier schenkte der junge Bauer den Siegespreis dem Rösle. Allein sie sagte: „Was soll ich mit dem Hahn ohne Hühner?“, nahm ihn aber doch dankbar und war überaus heiter gestimmt; und so flink und ausdauernd sie bei der Arbeit gewesen, so unermüdlich war sie jetzt auch beim Tanz.

Am liebsten hätte sie wohl immer mit dem jungen Deutschle getanzt; der aber mußte um der Leute willen sich etwas zurückhalten und trank dann im Ärger, wenn das Rösle so im Arm eines anderen dahinflog, mehr als *einen* Schoppen über'n Durst. Ebenso durfte das Rösle andere Tänzer nicht abweisen, sogar des Hosenbäuerles Jakob nicht, den sie für den Tod nicht ausstehen konnte. Dabei wurde ihr als Siegerin von allen Seiten tapfer zugegetrunken. Auch der junge Bauer brachte ihr, sooft es ging, ein Glas Wein und war höchlich erfreut, als er sah, wie das Rösle immer lustiger, immer mutwilliger und ausgelassener wurde. „Den letzten tanzen wir noch miteinander“, sagte er ihr und war froh, als es endlich soweit war und er das liebe Mädchen wieder öffentlich anregen durfte; denn so schön und reizend wie heute, meinte er, sei sie noch nie gewesen.

Während des Tanzes beredeten sie, daß sie still fortgehen und draußen an der Gartentür sich treffen und miteinander heimspazieren wollten. Erhitzt vom

Tanz und Wein, wie sie waren, tat die nächtliche Kühle ihnen gut; aber es war stockfinster, kein Stern ließ sich sehen, und nur stolpernd fanden sie den Weg bis auf den elterlichen Hof.

„Wir wollen uns im Garten noch ein wenig ausschnaufen“, flüsterte der jung' Bauer, und das Rösle willigte gern ein. Sie setzten sich zuerst auf die Bank, die unter dem großen Birnbaum stand, und genossen hier in der Erinnerung noch einmal alle Lustbarkeiten dieses glücklichen Tages; dann aber fanden sie die Strohütte, die für den Obstwächter errichtet und in dieser Nacht natürlich unbesetzt geblieben war, weit bequemer und schlüpften vergnügt hinein.

Unter Küssen, unter glühenden Geständnissen und Umarmungen verschwanden ihnen die Stunden der Nacht wie Minuten, und beiden war es so unaussprechlich wohl, daß sie nimmer hätten aufstehen mögen. - Schweigend erhob sich endlich das Rösle, schlich - ohne „Gute Nacht!“ zu sagen - in ihr Kämmerlein, warf sich in ihren Kleidern aufs Bett und weinte bitterlich.

Nicht umsonst hatte der Himmel in dieser Nacht sich so schwarz verhüllt. Der Engel der Unschuld trauerte über eine gefallene Schwester.

## 4. Kapitel

So sehr die Liebenden sich auch zusammengenommen und alles vermieden hatten, was den Argwohn der Leute erregen konnte, so war doch den spähenden Augen der jungen Frau das fortgesetzte vertraute Verhältnis ihres Mannes mit der Magd nicht entgangen. Gegen sie selber war er zwar in der letzten Zeit auffallend milder gestimmt, widersprach ihr fast nie und erfüllte ihr sonst jeden kleinen Wunsch, den sie nur äußern mochte. - Wollte er damit etwa seine Liebe zu Rösle an ihr gutmachen und sein nagendes Schuldbewußtsein beruhigen? Oder wollte er seine heimliche Neigung damit verschleiern und seine Frau sicher machen? - Wie dem auch sei, sie ließ sich durch die Aufmerksamkeiten ihres Mannes nicht täuschen.

Nach der Sichelhenke aber, an der sie absichtlich sich unwohl gestellt, um nicht sehen zu müssen, wie ihr Mann mit dem Rösle den Ehrentanz mache, gab's im ganzen Dorf ein Gerede über den jungen Deutschle, daß er's mit der Magd habe, und dienstfertige Zungen hinterbrachten schnell genug diese Neuigkeit seiner Frau.

Tiefbetrübt klagte sie bei der Schwiegermutter; diese

eröffnete alsdann den Verdacht ihrem Mann, der sie aber so derb abfertigte, daß sie nie wieder ein Wort darüber vorzubringen wagte. Ob sie meine, rief er zornig, daß er das Rösle noch einmal auf ihre Verleumdung hin fortschicken werde? Da irrten sie sich gewaltig. Wenn sein Sohn lieber mit dem Mädle als mit seiner Frau rede, so könne er ihm das eigentlich nicht verdenken, denn seine Frau verstünde ja nichts vom Hauswesen und der Landwirtschaft, während dem Rösle nichts fremd sei, und er selbst habe schon oft seine Freud' daran gehabt, wenn die beiden so verständig eine Arbeit beredet und beraten hätten. „Und damit Punktum!“ so schloß er; „sag' mir keiner mehr etwas über das Rösle, oder er kriegt's mit mir zu tun!“

Indes nur zu bald sollten dem alten Schultheiß auf eine höchst unangenehme Weise die Augen geöffnet werden. Schon um Weihnachten hieß es im ganzen Dorfe, das Rösle sei in der Hoffnung, und viele gönnten es dem „hochmütigen Mensch“, daß der jung' Deutsche sie so „dran gekriegt“. Die eigentlichen Bürger aber, besonders der weibliche Teil, fanden ihre eigene Ehre mitverletzt, weil der Sohn des Schultheißen, ein Bürger aus Seeborn und noch dazu ein verheirateter, sich mit einer Dienstmagd abgegeben. „Hör Mädle“, sprach die alte Bäuerin eines Tages zum Rösle, „du gefällst mir nimmer; mit dir ist's nicht richtig.“ Das Rösle aber leugnete frischweg alles, trotzdem daß die Nebenmagd die bestimmtesten Anzeichen ihres Zustandes wissen wollte und dieselben der Bäuerin bereits hinterbracht hatte.

Wer zählt aber die stillen nächtlichen Seufzer, die heißen Tränen und Gebete, die ein armes gefallenes Mädchen in ihrem einsamen Kämmerlein ausstoßen mag, wenn sie endlich nicht länger den Augen der Welt ihre Schande verbergen kann! Knieend und händeringend lag das Rösle manche Stunde in der Nacht da und flehte so zerknirscht, so jammervoll zum Himmel, sie doch den Tag nicht mehr erleben zu lassen und der unerträglichen Schmach zu überheben, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Zwar suchte der jung' Bauer sie wohl manchmal aufzurichten; allein welchen Trost hatte er ihr zu bieten? „Ja, ja, Ihr habt gut reden“, seufzte sie jedesmal zum Schluß.

Sie kündigte endlich der Bäuerin auf und sagte, daß sie auf Lichtmeß nach Pfullingen zu ihrer Dote wolle. „Ich mein' selbst“, sagte die Alte bitterbö, „es sei hohe Zeit.“ Sie könne auch gleich gehen, sagte weinend das Rösle. „Pressiert nicht so, bis Lichtmeß kannst bleiben“, sprach die Alte und humpelte ins Stüble zu ihrem Mann, um ihm aufs neue den Text zu lesen, denn schon seit Wochen hatte dieser keine ruhige Stunde mehr und mußte sich täglich von ihr sagen lassen, daß er eigentlich an dem Unglück schuld sei.

„Hör' Alte“, rief er ungeduldig und ernst, „jetzt ist Heu genug hunten! Red' mir kein Wort mehr von der Geschichte“, oder -! Ich weiß ja, ich hab' freilich die Maus zum Speck gesetzt; aber mit deinem ewigen Geschwätz und Geschimpf lockst du keinen Hund vom Ofen und machst nichts mehr gut. Wenn du das aber nicht kannst, so halt wenigstens dein Maul. Auch wegen dem Gesinde.“

Es war eine Grimmkälte, auf allen Feldern und Wegen lag eine weiße Schneedecke hingebreitet, als das Rösle am 2. Februar im dichtesten Morgennebel aus Seeborn wanderte, um sich nach Pfullingen zu begeben. Wie ganz anders war es ihr zumute, als sie vor einem Jahr an demselben Tage, und ebenso mit dem Zeugkorbe auf dem Kopfe über den krachenden, glitzernden Schnee dahinschritt! Mit einem tiefen Seufzer dachte sie an jene Zeit zurück.

Nur bis Rottenburg schlug sie die Landstraße ein. Von da wandte sie sich rechts in den Rammertwald, bei Dußlingen und Gomaringen vorbei, am Fuße der Alb hin, um ja keinem bekannten Menschen auf der Hauptstraße oder in Tübingen und Reutlingen zu begegnen. Der Weg wurde ihr herzlich sauer; denn bald nach Sonnenaufgang hatte der Wind sich gedreht, und es war Tauwetter eingetreten, wodurch das Waten im Schnee nur um so anstrengender wurde. - Oft blieb sie stehen, trocknete sich die schweißtriefende Stirn, setzte sich auf ihren Zeugkorb und weinte sich aus und schlich dann langsam, in einer Art von Betäubung und Bewußtlosigkeit weiter.

Plötzlich verdunkelte sich der ganze Himmel, und auf dem Waldwege zwischen Bronnweiler und Pfullingen überfiel sie ein furchtbares Gewitter, ein Blitzen und Donnern fast wie dazumal, als sie mit dem jungen Deutschle unter dem „Heuschopf“ saß und er sie zum ersten Male küßte. „Gott im Himmel“, rief sie, „was ist das? Mitten im Winter ein Wetter!“, und jeder Hall des Donners schlug ernstmahnend an ihre Brust.

Erschöpft lehnte sie sich endlich an eine große Eiche und seufzte: „Wenn doch ein Blitzstrahl hier mich träfe!“ und dachte mit Schrecken an den Empfang, der ihr bei der Dote bevorstand. Indes hielt sie absichtlich unterwegs so lange sich auf, daß sie erst in der Abenddämmerung dort ankam.

Die Kunde von Rösles Unglück war der alten Dote längst zu Ohren gekommen. Im Schelten und Zanken besaß die kränkelnde, grämliche Frau, die zudem eine alte Jungfer war, von jeher eine ungeweine Stärke. Das Rösle selbst hatte dies schon früher, wo sie ihr keinen Anlaß dazu gegeben, zur Genüge erfahren müssen. Man kann sich daher vorstellen, mit welchem Hagel von Vorwürfen und Schimpfreden sie jetzt über das arme Mädchen herfiel.

Ruhig nahm das Rösle alles hin. „Ihr habt leider ganz recht, Dote“, sagte sie; „ich habe mich arg vergessen, und unser Herrgott kann mir's nie verzeihen. Aber behaltet Ihr mich jetzt nur und verstoßt mich nicht! Ich habe außer Euch ja niemand auf der ganzen Welt!“

„Was!“ schrie die Alte ganz außer sich, „du denkst bei mir dein Wochenbett zu halten? Ich soll ein Hurenkind wiegen, die Windeln waschen und mir nachts die Ohren vollschreien lassen, so daß ich kein Auge zutun könnte? Oh! dazu bin ich nicht 75 Jahre alt geworden, ich bedanke mich dafür. Bis auf die Zeit aber kannst hier bleiben.“

Es waren elf unsäglich schwere Leidenswochen, die das Rösle vom 2. Februar bis zum 20. April in Pfullingen zubrachte. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, die Dote

zu begütigen und umzustimmen, oder wenigstens doch ihr Mitleid, dessen sie so sehr bedurfte, zu erringen. Aber alles war umsonst. Nichts konnte sie der verdrießlichen Frau recht machen; sie bruddelte beständig, und wenn sie dann ins Schelten kam, so bildete den Schluß jedesmal eine lange Strafpredigt über Rösles Liederlichkeit. „Wenn's deine Mutter selig wüßt', was du für ein nichtsnutziges Ding geworden bist, guck, in der Erd' tat sie sich umdrehen“, sagte sie oft, wobei es dem Rösle immer so wind und wehe ward, daß sie bitterlich weinen mußte.

Nur einmal, als die Dote einen ganzen Tag lang, wo das Rösle zudem noch sich sehr leidend fühlte, das selbe unbarmherzige Lied immer von neuem anstimmte, sagte sie endlich gelassen:

„Ich gestehe Euch ja alles ein und bereue mein Vergehen; was wollt Ihr denn noch weiter von mir? - Übrigens bin ich nicht die erste, der es so geht.“

„Damit trösten sich die liederlichen Mädchen alle“, schrie die Dote mit ihrer krächzenden, schütterigen Stimme. „War's noch ein lediger Bursch, mit dem du's gehabt, 's war schlimm genug, aber nur gar mit einem Ehemann! Das ist doch das Allerliederlichste und Wüteste, was es auf Gottes Erdboden nur geben kann. Pfui Teufel! Hätt'st dich schon lang z'Tod schämen sollen, wenn noch ein bißle Scham in dir war'.“

So war endlich der 20. April herangenaht. Die Dote fürchtete eine baldige Entbindung und kündigte dem Rösle das Haus auf.

„Aber um Gottes und aller Heiligen willen, Dote, wo

soll ich denn hin?“ flehte die Arme. „Wohin du willst. Kannst ja nach Tübingen gehen; da ist so 'ne Anstalt für liederliche Mädle.“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte sie endlich gefaßt.

Und abermals war das Rösle mit einem kleinen Zeugbündel unterm Arm auf der Wanderschaft. Sie ging gar langsam, seufzte viel, ließ oft auf die Steinhäufen an der Straße sich nieder und gebrauchte zu dem dreistündigen Wege bis Tübingen volle acht Stunden.

Nur mit Grausen und Entsetzen hatte sie immer von der Entbindungsanstalt in Tübingen reden hören und die armen Schlachtopfer bedauert, die genötigt waren, hier eine Zuflucht zu suchen. Unter dem Volke waren seltsame Gerüchte darüber im Umlauf, wie man, um die Wissenschaft zu bereichern, allerlei neue Versuche mit den Wöchnerinnen vornehme und dabei ihr Leben ohne Anstand aufs Spiel setze, weshalb denn auch beständig so viele Todesfälle dort vorkämen. Und nun wollte sie selbst dieser gefürchteten Anstalt sich überliefern! Es war der schwerste Gang, den sie je in ihrem Leben gemacht. Sie hätte lieber eine Mördergrube betreten.

Im Klinikum empfing der Dr. Latus das Rösle mit außerordentlicher Menschenfreundlichkeit. Er sprach dem furchtsamen Kinde Mut ein, streichelte ihr sogar die abgehärmten bleichen Wangen und ließ ihr, da sie bis zum Sterben erschöpft und ausgehungert war, sogleich ein kräftiges Abendbrot reichen, das ihr zum ersten Male wieder schmeckte und sie neu belebte. Die

große Ermattung mochte es mit sich bringen, daß sie die ganze Nacht schlafen konnte.

Am andern Morgen aber hörte sie, wie der Doktor im Nebenzimmer seiner Hebamme über eine schwere Geburt, zu der er während der Nacht geholt worden war, Bericht erstattete, indem er umständlich erzählte, wie er das Kind habe zersägen und zerstückeln müssen. Bei der kräftigen Stimme des Doktors hatte das Rösle jedes Wort verstanden. Es überlief sie kalt und heiß, und in fieberhafter Aufregung ging sie schnell zum Zimmer hinaus, um nur frische Luft zu schöpfen. - Draußen fiel ihr Blick alsbald auf eine ganze Reihe von Unglücksgefährtinnen, meist tief gesunkene, verworfene Wesen, unter denen es ihr schrecklich weh ums Herz wurde, so daß sie sich weit, weit weg wünschte. Auch die kleine Nane, eine Jugendfreundin, befand sich dort. „So so, Rösle, hast auch ein'n Finken g'fangen?“ rief sie lachend und erzählte leichtfertig genug, wie sie schon dreimal hier gewesen und gar nimmer fort möchte.

In der Nacht hörte Rösle das Jammergeschrei von zwei armen Kreißenden, und ihr ward dabei wieder so todesbang zumut, daß sie gern auf und davon gegangen wäre. Aber wohin? - Sie mußte wohl aushalten.

Am 24. April endlich schlug ihre Erlösungsstunde. Unter namenlosen Qualen, wie sie einer Mutter nur selten erspart bleiben, brachte sie ein Knäblein zur Welt, erkrankte aber schon am folgenden Tage. Ein heftiges Fieber befiel sie, das sich bald zu einem eigentlichen Kindbettfieber ausbildete. Vier schwere Wochen lang schwebte sie so zwischen Tod und Leben und ertrug wie

zur Sühne viel unbeschreibliche Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit, bis endlich ihre kernhafte Natur den Sieg davontrug, das Fieber entwich und sie sich zu erholen begann. -

Wir verlassen die in der Genesung Begriffene jetzt auf eine Weile, um einen Blick in das Haus unseres Schult heißen zu werfen.

## 5. Kapitel

In Seebronn, im Hause des alten Deutschle, verbrachten vier Menschen, die unter einem Dache miteinander leben mußten und auf gegenseitige Liebe und Hülflistung angewiesen waren, ein höchst trauriges, verbittertes Dasein. Gleich nach Rösles Fortgange kam es zwischen Vater und Sohn zu einem heftigen Auftritte. Anfangs nahm der Sohn alle Vorwürfe ruhig hin; als er aber zuletzt - wie zu seiner Entschuldigung - vorbrachte, daß er eben sein Weib nicht möge und daß er's sich ja nicht selbst habe wählen dürfen, ergrimmete der Alte sehr und rief:

„Wo ist das der Brauch? Mein Vater selig hat mir auch mein Weib ausgesucht; aber bei solchen Lausbuben hat man des Kuckucks Dank für alles, was man tut.“

Es gab ein Wort das andere, und plötzlich ergriff der Alte seinen knotigen Stock und schwang ihn gegen den Sohn. Der aber streckte die Hände vor und rief:

„Vater, um Gottes willen, schlagt mich nicht, oder Ihr habt mich heute zum letzten Mal gesehen! Ich bring' mich um oder wandere aus nach Amerika.“

Und wie gelähmt entsank der Stock der Hand des Vaters. Dem Sohne aber war in der Hitze ein Gedanke

entfahren, den er schon länger mit sich herumtrug und den er gerne wieder zurückgenommen hätte, der Gedanke nämlich, nach Amerika zu gehen.

Auch die Bäurin machte dem alten Deutschle viel Verdruß. Sie konnte ihren Sieg, daß sie auch einmal gegen ihren Mann recht gehabt hatte, nicht genug ausbeuten und leitete alle Störungen, alles Ungeschick und Unglück, das im Hauswesen sich einstellte, fortwährend von dem armen Rösle her. „Aber wer hat sie ins Haus gebracht? Ich oder du?“ Das war der regelmäßige Refrain ihrer Reden. Gegen den Sohn dagegen war sie äußerst nachsichtig und schrieb die ganze Schuld dem Rösle zu, das ihrem „Karle“ so lange nachgestellt, bis sie ihn verführt habe.

Am besten benahm sich noch die junge Frau. Wie sie sah, daß es unmöglich sei, die Liebe ihres Mannes zu gewinnen, und wie der Bruch desselben mit ihr offen zu Tage lag, zog sie sich still trauernd und resignierend in ihr Inneres zurück. Aber kein kränkendes Wort, nicht den leisesten Vorwurf hat sie je gegen den Ungetreuen laut werden lassen; sie vermied vielmehr aufs sorgfältigste alles, was an die ärgerliche Geschichte erinnern konnte, und so ertrug man sich gegenseitig.

Im Herzen des jungen Deutschle gärte und kämpfte es während dieser Zeit gewaltig. Was galt ihm noch das herrliche Anwesen seines Vaters, das er nun bald sein eigen nennen sollte, wenn er es nicht mit dem Rösle teilen durfte? Noch mehr fast als sein eigenes Schicksal bekümmerte ihn die Zukunft des geliebten Mädchens. Hatte er sie doch, wie er sich offen gestand, recht

eigentlich auf der Seele. Denn nur seinem ungestümen, leidenschaftlichen Drange war sie in einer schwachen Stunde erlegen, nachdem sie umsonst so rührend, so herzerreißend ihn angefleht, sie doch nicht unglücklich zu machen. Er wußte noch wohl, was er in jener Nacht gesagt, wie er geschworen, sich ein Leid anzutun, wenn sie ihm nicht zu Willen sei, und wie er dann die zitternde Blume gebrochen. Das alles brannte jetzt wie Feuer in seiner Seele.

Was sollte aus dem unglücklichen Mädchen werden? Daß sie daheim in Seebronn nie die Seine werden könne, sah er deutlich genug ein; ebenso wenig aber konnte und wollte sein Herz sich ihrer entschlagen. - Seit Monaten, seit ihrem Fortgang, hatte er nichts mehr von ihr gehört. Da brachte ein Freund aus Rottenburg ihm die Nachricht, das Rösle sei in Tübingen im Klinikum, habe dort einen Buben geboren und sei schwer erkrankt.

„So weit also ist es gekommen?“ seufzte er tief und schmerzvoll. „Oh Rösle, Rösle, vergib!“ –

Unter nagenden Gewissensbissen, unter Angst und düstern Sorgen, die ihn in und außer dem Hause, bei allen Feldarbeiten, beim Pflügen und Säen beständig begleiteten, verstrich der herrliche Mai. Stundenlang stand der sonst so arbeitsame Mann oft müßig und wie ein Träumender da, stierte auf einen Fleck und sprach kein Wort. Eine dumpfe, gewitterschwüle Luft hatte sich im ganzen elterlichen Hause verbreitet und wurde von allen mehr oder weniger drückend empfunden, am schwersten von dem Sohne des Hauses. Nur Amerika

leuchtete ihm noch in der Ferne als das Land, wo alle seine Wünsche und sein ganzes Glück - vielleicht - verwirklicht werden könnten.

Der alte Deutsche sah mit schmerzlicher Teilnahme den Zustand seines Sohnes, den halb gebrochenen Lebensmut, das geknickte eheliche Glück. Wie ein Gespenst aber umschwebte ihn die hingeworfene Äußerung des Sohnes, daß er auswandern wolle. Schon der bloße Gedanke, die vorgestellte Möglichkeit, sein Haus und Hofkönne je einmal in fremde Hände kommen, war dem Alten unerträglich und verscheuchte manche Nacht den Schlaf aus seinen Augen.

Er lenkte daher ein und wurde milder und vertraulicher gegen den Sohn. Von einem Vorwurf wegen der Geschichte mit dem Rösle war ohnehin seit jenem heftigen Auftritt nie mehr die Rede, da er einmal sich hinreichend darüber ausgesprochen hatte und er solche Wiederholungen in keiner Weise liebte. Um ihn zu zerstreuen, schickte er seinen Karle eines Freitags mit einem Fuder Korn auf den Markt nach Tübingen, weil hier, wie er sagte, die Preise immer höher stünden als sonstwo im Württemberger Lande. Nichts konnte dem Sohn erwünschter kommen. In aller Frühe fuhr er ab, verkaufte dem ersten besten Bäcker sein Korn und begab sich dann auf Kundschaft nach dem Rösle.

Diese war allmählich wieder so weit hergestellt, daß sie einige Stunden des Tags außer Bett zubringen konnte. Sie wiegte eben auf dem Schoß ihr Büblein, das sie leider nicht selbst hatte stillen dürfen, und dachte: „Du armes, armes Würmchen, wie wird es dir noch



gehen! Uns beiden war's besser, wenn wir nicht mehr da wären." - Das Kind weinte, und um es einzuschläfern, summt sie ihm ein Lied vor, das sie schon lange nicht mehr gesungen und das eben jetzt plötzlich und schreckhaft in ihrer Erinnerung wieder auftauchte. Es lautete:

Ein Mädchen von achtzehn Jahren  
Hält auf dem Schoße ihr Kind  
Und singt eine wilde Weise  
Hinaus in den lauten Wind:

„Bald sollst du schlafen, mein Würmchen.  
Ja schlafen zur ewigen Ruh',  
Dann tut auch deine Mutter  
Die müden Augen zu.“

Sie mischt' ein weißes Tränkchen  
Und gab davon dem Kind,  
Das ander nahm sie selber  
Und sang in den lauten Wind:

„O daß ich von der Mutter  
In der Wieg' erwürget wär'!  
Mit einem Stein am Halse  
Versenkt ins tiefe Meer:

So wär' auch ich gestorben  
Als ein unschuldig Blut  
Und hätte nicht erfahren,  
Was falsche Liebe tut.“

Bei den letzten Worten ging die Tür auf, und mit einem herzlichen „Grüß dich Gott, Rösle!“ stand der junge Deutsche da. Den Gruß erwidernnd, bot sie ihm die Hand, konnte aber lange vor Weinen und innerer Bewegung nicht reden und keine seiner vielen Fragen beantworten. Endlich faßte sie sich und gab ihm eine kurze Erzählung ihrer viermonatlichen Leidenszeit, wie sie von der Dote unbarmherzig behandelt und förmlich aus dem Hause vertrieben sei, wie sie darauf in Tübingen ein Unterkommen habe suchen müssen und was sie hier vor, bei und nach der Niederkunft ausgestanden.

Still ihre Hand haltend, bald die bleiche Mutter und bald das Kind betrachtend, saß er neben ihr, tieferschüttert über das Erzählte. „Ich weiß“, sagte er endlich, „daß ich allein an deinem Unglück schuld bin. Aber ich will's wieder gut machen an dir, Rösle! Ja, bei Gott, du sollst noch gute Tage haben bei mir!“ Und dann entwickelte er ihr folgenden Plan: Er habe dreihundert Gulden erspart, damit wollten sie heimlich nach Amerika entfliehen, und dort solle sie sein Weib werden. „O nimmermehr“, rief sie entrüstet. „Du hast ja deine Frau und darfst sie so nicht verlassen.“

Der eintretende Doktor unterbrach das Gespräch, und der junge Deutsche konnte dem Rösle nur noch beim Abschied ein kleines Briefchen, das er schon lange bei sich trug, in die Hand drücken. Es waren zehn Gulden Papiergeld darin. -

Der Doktor erklärte dem Rösle, sie sei jetzt außer aller Gefahr; doch würde er sie gern noch einige Tage behalten, wenn nicht heute eine ganze Schar neuer

Ankömmlinge eingetroffen wäre, weshalb sie schon morgen die Anstalt verlassen müsse.

Sie wagte nichts darauf zu erwidern, versank aber alsbald in ein dumpfes, gedankenloses Brüten und Träumen und verbrachte die ganze Nacht in einem solchen halbawachen Zustande.

Am andern Morgen (es war der 6. Juni) rüstete sie ihre kleinen Habseligkeiten zur Abreise, nahm ihr Kind auf den Arm und bedankte sich für alle Pflege, die ihr nicht gemangelt, bei Dr. Latus. „Nun, liebes Kind“, sagte er freundlich lächelnd, „wenn es Ihnen bei uns gefallen hat, so kommen Sie ein anderes Mal wieder.“

Dies Wort konnte sie lange nicht vergessen. Sie fand keine Antwort darauf. Es klang ihr wie ein furchtbarer Hohn, und ihr innerstes sittliches Gefühl empörte sich darüber. „Hält er dich schon für einen solchen Auswurf?“ dachte sie und stieg schweigend die Treppe hinunter und eilte, so schnell sie nur konnte, auf dem nächsten Wege zur Stadt hinaus.

Aber schon auf der Neckarbrücke wankten ihre Knie. Sie setzte sich auf den Rand der Brücke und überlegte jetzt erst, wohin sie denn eigentlich mit ihrem armen Kind gehen sollte. Etwa zur Dote? - Ach, sie hatte nicht mehr den Mut dazu. Blutenden Herzens sah sie lange in die reißenden Wellen des Neckars, bis es ihr seltsam schwindelte und es ihr war, als ob der Strom immer unwiderstehlicher sie hinabzöge und ihr zuflüstere: „Kommt nur! Da unten ist's euch beiden wohler.“

Da ward sie plötzlich aus ihren finsternen Träumen durch eine freundliche Frauenstimme aufgeschreckt:

„Ist's Ihr nicht gut, Fraule?“ fragte teilnehmend eine ältere Bürgersfrau, und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Komm Sie nur mit mir! Ich seh's Ihr an, es ist Ihr schlecht, ich will Ihr einen Kaffee machen.“ Und wie als ob der Himmel ihr einen Engel gesendet, stand sie auf und ging mit der Frau zurück in die Stadt bis auf den Markt, wo sich hoch oben in einem alten Hause ihre bescheidene Wohnung befand. Unten aber vor der Tür strömten alle Kinder der Nachbarschaft zusammen, um der Frau S... ein „Pätschle“ zu geben, und sie hatte für jedes Kind ein passendes, freundliches Wort übrig.

Streng gegen sich selbst und immer mild im Urteil über ihre Nebenmenschen, kannte diese seltene Frau keine größere Wonne, als andern zu helfen, zu nützen, Frieden zu stiften und überhaupt für das allgemeine Beste sich aufzuopfern. Sie selbst hatte einen sehr bewegten trüben Lebensgang durchgemacht, aus allen Stürmen aber die innere Seelenheiterkeit und eine jugendliche Frische sich gerettet. Bei einem nur geringen Einkommen teilte sie mit jedem Hungrigen den letzten Bissen, und mehr als einmal hat sie das Hemd vom Leibe hergeschenkt. Dabei war sie eine sehr verständige, praktische Frau, die in keiner Lage des Lebens so leicht den Kopf oder das Herz verlor.

Es dauerte nicht lang, so war sie mit den äußeren und inneren Zuständen des unglücklichen Mädchens vertraut und machte ihr sogleich den Vorschlag, da zu bleiben, bis sie sich völlig erholt oder sonstwo ein Unterkommen gefunden habe. Mit tausend Freudentränen nahm die Arme dies Anerbieten an. Es war der erste

Lichtstrahl, der in ihr unglückseliges Leben fiel. Aber auch für ihr Seelenheil war die Frau S... dem Rösle eine mütterliche Freundin, eine wahrhafte Beichtmutter, und flößte ihr zuerst wieder Vertrauen zur göttlichen Liebe und Gnade ein, von der sie für immer sich verstoßen wähnte.

So kam allmählich ein eigener Friede über das Rösle. Sie weinte oft, wenn sie allein war; aber es waren Tränen der Freude, des Dankes und der Rührung, weil sie wieder stille Hoffnung hegen durfte, weil sie den erhebenden Glauben wieder gewonnen, daß sie ihr Vergehen in *diesem* Leben noch wiedergutmachen könne. Die aufopfernde Liebe der Frau S... zeigte ihr ja, daß sie noch nicht von aller Welt verabscheut werde, und mit dem wachsenden Lebensmuth kehrte nach und nach auch das wohltuende Gefühl der leiblichen Gesundheit zurück.

Nicht so friedlich und freundlich wie in dem engen Stübchen der Frau S... war es in den weiten, reichgefüllten Räumen des Schultheißen zu Seeborn. Ernster und einsilbiger als je war der Sohn von seiner Tübinger Fahrt zurückgekehrt. Rösles Jammerblick verfolgte ihn bei Tag und Nacht und ließ ihn zu keiner rechten Tätigkeit, zu keiner klaren Überlegung kommen. Nur das Eine sah er deutlich genug ein, daß für ihn das Leben im elterlichen Hause mit jedem Tage unleidlicher werden müsse. Seine Hoffnungen auf Amerika waren durch Rösles entschiedene Weigerung bedeutend gesunken. Dennoch konnte er keinen anderen Ausweg finden. Er war endlich entschlossen, bei der ersten besten Gelegenheit

fortzugehen. Von den dreihundert Gulden, die er erspart, wollte er die Hälfte einstweilen dem Rösle geben, mit der anderen Hälfte aber die Reise bestreiten. Wenn sein Vater später verstürbe, wollte er sein Erbe verkaufen und dann auch das Rösle reichlich bedenken; vielleicht, meinte er, folge sie ihm doch noch nach Amerika. Indem ihm solche weite Gedanken nur wie flüchtige, nebelhafte Traumbilder durch den Kopf zogen, steuerte er auf sein nächstes Ziel um so entschuldener los.

Der Vater erfuhr, daß sein Sohn die dreihundert Gulden von der Sparkasse in Rottenburg sich habe auszahlen lassen, und ahnte nichts Gutes. Er fürchtete einen gewaltsamen, unklugen Streich; sagte dem Sohne aber nichts, sondern hütete ihn nur mit verdoppelter Wachsamkeit. Zugleich aber gedieh hierdurch in ihm ein Plan zur Reife, den er schon längst aufs ernstlichste erwogen und den er nun mit aller Raschheit auszuführen gedachte.

Er lud auf den Abend die Schwiegereltern des Sohnes, den „Adler“-Wirt und seine Frau ein, und außerdem noch einen nahen Verwandten, den Hosenbäuerle, als einen anerkannt sehr verständigen Mann, und hielt einen Familienrat, in welchem er etwa folgendes vortrug:

Die Geschichte mit dem Rösle und seinem Sohne sei allen bekannt. Es sei allerdings schimpflich genug, daß eines Seeborners Bürgers Sohn sich mit einer Magd eingelassen habe; aber die Sache ließe sich jetzt nicht mehr ändern; das Kind sei einmal da und sein Sohn der

Vater dazu. Seine eigene Frau habe ihm bis jetzt kein Kind geschenkt und würde auch wahrscheinlich nie eins bekommen haben. Zudem hätte er längst gesehen, daß die beiden Leute nicht recht für einander paßten. Er wolle keinem Teile die Schuld beimessen; aber es sei so. Die Welt sei nicht mehr wie ehemals, wo man beim Heiraten nicht so „heikel“ gewesen wie heutzutage; und wahr bleibe in alle Weg' das Sprichwort: „Lieben und singen kann man nicht zwingen!“

Er halte es daher für das Beste, fuhr er fort, wenn die jungen Leute sich scheiden ließen und sein Sohn dann das Rösle nähme. Es sei dies zwar unerhört in Seebrohn; aber, was man sich eingebrockt, das müsse man auch aussessen. Außerdem müsse er sagen: das Rösle verstünde ihr Geschäft aus dem Fundament und könne es dreist mit der besten Bäuerin im ganzen Dorfe aufnehmen. Er wisse nur zu gut, wie seine Wirtschaft vorwärts gekommen und wie viel er gewonnen, solange sie im Haus gewesen, und wie seit ihrem Abgange alles den Krebsgang gehe und gleichsam aus den Fugen sei.

Er schlug sodann weiter vor: Die Marie, die jetzige Frau, solle im oberen Stock des Hauses wohnen bleiben und ihr bestimmtes jährliches Einkommen haben. Er selbst aber, der alte Deutschle, wolle seinem Sohne, sobald diese Angelegenheit im reinen sei, die Güter abtreten und sich zur Ruhe begeben. „Ihr wißt nun“, so schloß er, „wozu ich euch habe rufen lassen. Ratet mir jetzt offen und ehrlich, was hier zu machen ist.“

Nach einigem Hin- und Herreden, besonders in betreff dessen, was ihre Tochter bekommen solle,

erklärten sich die Eltern der jungen Frau mit dem Plane des Schultheißen im allgemeinen für einverstanden; nur seine eigene Frau sträubte sich entschieden dagegen. Es wollte ihr gar nicht in den Sinn, eine Magd als Schwiegertochter zu erhalten, und nun vollends das Rösle, das ihr schon so viel Verdruß gemacht, bis sie der Hosenbäuerle scherzend daran erinnerte, wie schon der Erzvater Abraham ebenfalls seine Magd geheiratet und Kinder mit ihr gezeugt habe. Eine Sünd' werd's wohl nicht sein. „Das eben nicht“, meinte die Bäuerin. „Nun, so halt's Maul!“ gebot der Schultheiß und hieß seinen Sohn nebst der jungen Frau ins Stübtle kommen und trug ihnen das Ergebnis des Familienrats vor.

Erstaunt und wie aus einem schweren Traume erwachend vernahm der Sohn die Rede des Vaters und erschien davon so überrascht, so seltsam betroffen, daß er nichts darauf zu erwidern vermochte. Beschämt und ungläubig blickte er bald zur Erde, bald auf den Vater, bald auf seine Frau, bis diese endlich das Schweigen brach und sagte: „Es wird so am besten sein für alle Teile.“ Zu ihrem Manne sich wendend sprach sie dann noch: „Ich will dir nichts nachtragen, und es soll mich freuen, wenn du glücklich bist!“ - Noch am selben Abend wurde alles schriftlich aufgesetzt und unterzeichnet, was die geschiedene Frau bekommen sollte und was der alte Schultheiß nach Übergabe seiner Güter für sich behalten wollte.

Der Sohn aber konnte kaum den Morgen abwarten, um seinem Rösle die freudige Nachricht nach Tübingen zu überbringen; denn er wußte, daß sie noch dort war

und bei einer braven Frau ein Unterkommen gefunden hatte. Seines Vaters Fuchs hatte lange nicht so springen müssen; bei jedem Wirtshause wollte er einkehren, aber selbst am „Weilheimer Kneiple“ mußte er ohne Gnade vorbei und durfte erst in des „Lamm“-Wirts Stalle zu Tübingen rasten. Nur ein Haus weiter wohnte das Rösle, wie unser forschender Reitersmann bald herausgebracht hatte.

Wer vermöchte aber das Entzücken zu schildern, das die beiden empfanden, als sie Hand in Hand nebeneinander saßen und nun nach so viel Jammer und Trübsal zum ersten Male wieder frei aufatmen konnten und das selige Bewußtsein hatten, daß sie künftig auch vor den Augen der Welt einander ganz und für immer angehören dürften! Dem Rösle schien es unglaublich, sie konnte ein solches Glück nicht fassen, meinte, es nicht verdient zu haben, und ließ sich immer aufs neue die süße Gewißheit und wie das alles so gekommen von ihrem Geliebten wiederholen.

„Gehst du auch jetzt noch nicht mit mir nach Amerika?“ fragte er scherzend.

„Oh, bis ans Ende der Welt!“ rief das Rösle freudestrahlend und entschlossen und herzte zum ersten Male mit reiner Mutterlust ihr Kind, das sie bisher nicht hatte ansehen können, ohne traurig gesinnt und an ihre Schuld gemahnt zu werden.

Endlich erschien auch die Frau S..., die an Rösles Geschick den herzlichsten Anteil nahm und sie lieb gewonnen hatte wie eine Tochter. Mit wenig Worten ward sie über alles Vorhergegangene unterrichtet und

stimmte dann aus voller Seele in den Herzensjubel der Glücklichen mit ein. „Des Herrn Rat ist wunderbar; er führt durch Nacht zu Licht“, sprach sie und segnete die beiden. -

Aber noch war eine sehr widerwärtige Angelegenheit abzumachen, bevor sie ihres Glückes recht froh werden konnten, nämlich die Scheidung! Um diese zu erlangen, mußte die Frau ihren Mann des Ehebruchs wegen anklagen, und daraufhin erfolgte dann der erwünschte Ausspruch des Ehegerichts. Aber höchst peinlich war die Sache für beide Teile, auch für das Rösle. -

Im Frühling des nächsten Jahres war die Hochzeit, ganz still und einfach, indem nur die allernächsten Verwandten zugegen waren. Die Trauung geschah sonntags nach der Kirche. Bitter weh tat es dem Rösle, daß sie an ihrem Ehrentage das Kränzle oder die Krone nicht mehr tragen durfte. Auch den Schmuck ihrer schönen Haare, die sie seit dem Fieber alle verloren hatte und die zwar in üppiger Fülle wieder wuchsen, aber noch recht kurz waren, entbehrte sie schmerzlich. Dennoch war sie eine stattliche, reizende Braut, und wohl mancher Anwesende dachte wie der alt' Wölfle, der seinem Nachbarn, dem Bihlmeier, zuflüsterte:

„Schön ist sie, meiner Seel! Man kann's dem Deutschle nicht verdenken.“

„Was schön!“ brummte der Bihlmeier, „sie hat ja nichts!“

Der würdige Pfarrer, der den ganzen Hergang dieser ungewöhnlichen Verbindung kannte, hatte schon in der Predigt die Trauung passend vorbereitet. Er legte den

Gatten ihre besonderen Pflichten sehr nachdrücklich ans Herz und schonte sie dabei keineswegs. Aber er sprach auch zur Gemeinde, mahnte diese an ihre Pflichten gegen die neue Mitbürgerin, bekämpfte die eingewurzelten Vorurteile und suchte so den Eheleuten den schweren Stand, der ihrer wartete, möglichst zu erleichtern. Denn einmal war es unerhört, daß eine Fremde sich nach Seebronn verheiratete, indem man sonst immer nur Mädchen aus dem Orte nahm; sodann war diese Fremde eine arme Dienstmagd und hatte sich zuvor schwer vergangen. Es war dem Pfarrer nicht unbekannt geblieben, wie die große Masse diese Heirat ansah und daß man bereits Spottverse darüber sang. Das alles hätte zu weitgreifenden Zerwürfnissen, zu blutigen Händeln in der ohnehin streitsüchtigen Gemeinde führen und das häusliche Glück der Eheleute untergraben können; dies wollte er verhüten. Er deutete daher mit Abscheu auf jene rohen Vorgänge hin; im Himmel sei Freude über einen Sünder, der sich bekehre, und so solle es auch auf Erden sein; er ermahnte dann zum Frieden, zur Liebe und erinnerte an die Worte des Heilands: „Wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!“ - Die Rede hatte gefruchtet; die Hochzeit ging ohne Störung vorüber. Nur am nächsten Morgen fand man vom Hause des Schultheißen bis zum Stalle des Zuchtstiers im Dorfe Häckerling gestreut, wie das auch sonst wohl bei Hochzeiten vorkommt, wenn das Mädchen schon vor der Ehe ein Kind geboren hat. Der junge Deutsche vermutete nicht ohne Grund, daß der Jakob, des Hosenbäuerles Knecht, ihm diesen

Streich gespielt, um ihn zu ärgern; denn der hatte ebenfalls, wie wir wissen, ein Auge auf das Rösle geworfen und konnte es nicht vergessen, daß sie ihn immer so unverblümt zurückgewiesen. -

Das arme Waisenkind aus dem Steinlachtale, die verachtete Magd, war nun plötzlich eine reiche Bäuerin geworden. Aber sie überhob sich ihres Glückes nicht, blieb demütig und bescheiden und wußte sich in kurzer Zeit die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger zu erwerben. Insbesondere war es ihr eine heilige Sorge, der geschiedenen Frau ihres Mannes das Leben so angenehm als möglich zu machen. Denn sie trug in sich das lebendigste Gefühl, daß sie ihr etwas Unverzeihliches abzubitten, ein schweres Unrecht an ihr gutzumachen habe. Sie war jetzt erst imstande, auch die edleren, liebenswürdigen Seiten, welche die arme Marie in der Tat besaß und die täglich mehr bei ihr hervortraten, anzuerkennen und zu schätzen; denn nur die Liebe ist gerecht im Urteil über andere, und sie gestand ihr offen mit tiefer Reue und Beschämung, wie böse sie früher gewesen, wie lieblos sie über die Menschen gerichtet! In gleicher Gesinnung wetteiferte mit ihr aber auch der junge Deutsche, um auf jede Weise der geschiedenen Frau einen Ersatz zu bieten für das, was sie verloren.

Und so ist es denn gekommen, daß diese drei Leute jetzt ein sehr glückliches, wahrhaft idyllisches Leben führen, wie man nicht leicht drei andere Menschen beisammenfinden wird. Wie Bruder und Schwester leben sie miteinander, und oft sieht man sie im Garten auf der Bank unter dem großen schattigen Birnbaum

sitzen, der Mann in der Mitte, indem sie sich harmlos unterhalten, sich beraten oder nach des Tages Last und Arbeit ausruhen. Das Rösle tut alles, was sie der ersten Frau nur an den Augen absehen kann, und diese bleibt hinter ihrer Nachfolgerin nicht zurück. Jeden Sonntag essen alle drei zusammen, das eine Mal oben, das andere Mal unten, und wenn die Marie außerdem ein Lieblingsgericht ihres früheren Mannes kocht - was öfters vorkommt -, so sind die beiden Eheleute regelmäßig bei ihr zu Gaste. Erkrankt eins, so wird es vom anderen gepflegt, und die Leute im Dorfe können gar nicht begreifen, wie der Deutsche es nur anfangs, daß er mit seinen beiden Frauen so gut auskomme.

Nur *ein* tiefdunkler Schatten fiel bald noch in das sonnenhelle, glückliche Leben des neuen Ehepaars. Eine Gehirnentzündung entriß ihnen im Anfang des Sommers ihr verhängnisvolles Kind, den einstigen Erben ihrer Güter, das treueste Abbild des Vaters, an dem sie beide mit fast übergroßer Zärtlichkeit hingen. Schmerzlich erblickten sie in diesem Verluste ein Gottesgericht, eine Strafe und Sühne, die sie noch abzutragen hatten. Sie trauerten lange und tief und konnten erst dann einigermaßen sich fassen, als das Rösle noch im selben Jahre ein liebliches Mädchen gebar, zu welchem die erste Frau Patin wurde und das nach ihr den Namen Marie erhielt. Als vollsten Ersatz aber bescherte ihnen der Himmel schon in den nächsten beiden Jahren zwei muntere, blühende Knaben, die ihrem häuslichen Glücke die Krone aufsetzten und die nun der Stolz des Vaters sowie die Freude der Mutter sind.

## Der Sohn des Kaufmanns

Diese Geschichte zeichnete Ernst Meier im schwäbischen Oberland auf und veröffentlichte sie 1852 in seinen „Volksmärchen aus Schwaben“. In dem Märchen vom Sohn des Kaufmanns gibt es eine Episode, die recht auffallende Parallelen zu der Novelle „Das Rösle von Seebromm“ hat.

In England lebte einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn, namens Karl, der wünschte sich schon als Knabe nichts so sehr, als daß er einmal eine Reise nach Italien machen dürfe. Allein seine Eltern fürchteten, es könnte ihm auf einer so großen Seereise leicht ein Unglück zustoßen; deshalb erlaubten sie es ihm nicht, zumal er noch so jung war. Da mußte er warten, und wurde nun alle Tag um einen Tag, und alle Jahr um ein Jahr älter, bis er das zwanzigste Jahr erreicht hatte.

Da kam eines Tages ein Bote zu Karls Vater mit der Nachricht, daß sein Schiff, welches allerlei Waren aus Italien holen sollte, untergegangen sei. Das war ein Schrecken für den Kaufmann! Er klagte und jammerte und wußte sich gar nicht zu fassen. - Da sagte endlich der Sohn: „lieber Vater, es ist ja schon so mancher um ein Schiffbetrogen worden, indem man fälschlich angegeben hat, es sei gescheitert. Weißt du was? Laß mich nach Italien reisen! Da kann ich mich an Ort und Stelle nach dem Schicksale unsers Schiffs erkundigen und will es schon herausbringen, wenn ein Betrug damit vorgegangen ist.“ Dieser Vorschlag schien dem Vater gut, und er traf sogleich alle Einrichtungen und rüstete seinen Sohn aus, so daß er mit dem nächsten Schiffe gleich abreisen konnte.

Nach kurzer Fahrt landete das Schiff unterwegs an einer Küste, bei einer Stadt, in der man einige Einkäufe machen und Erfrischungen zu sich nehmen wollte. Während der Zeit war Karl an Land gestiegen und hatte sich in ein Wirtshaus begeben, das dicht am Ufer lag, und

sah hier dem Spiel der Wellen zu, wie sie sich hin und hertrieben und eine die andere verdrängte, und konnte sich nicht satt daran sehen. - Endlich war das Schiff wieder vollständig ausgerüstet, der Wind war günstig, man lichtete die Anker, zog die Segel auf, und nun ging's lustig fort in das weite wogende Meer hinein.

Ohne einen Unfall kam Karl sodann an der Küste von Italien an, landete in der Hauptstadt des Königreichs und mietete sich eine Wohnung in einem schönen Gasthofe, der mitten in der Stadt lag. Von seinem Fenster aus konnte er hier in vier lange Straßen hineinsehen.

Da hörte er eines Tages einen gewaltigen Lärm und ein Geschrei auf der Straße, daß er schnell ans Fenster sprang und hinaussah. Da waren unten eine Menge Männer und Weiber und Kinder versammelt und sahen zu, wie eine zusammengerollte Kuhhaut durch die Straßen geschleift wurde.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Karl den Wirt.

„Das ist ein Kaufmann“, sagte dieser, „der hat Bankrott gemacht, und ein solcher wird nach dem Gesetze aufgehängt und seine Leiche dann in eine Kuhhaut genäht und in der ganzen Stadt herumgeschleift, dann auf das Feld geworfen und den Vögeln zum Fräße preisgegeben.“

Da bedauerte Karl den armen Mann und fragte den Wirt, ob denn niemand die Leiche beerdigen dürfe?

„O ja“, sagte der Wirt, „wer den dritten Teil der ganzen Schuld bezahlen will, der darf es tun.“

Darauf erkundigte sich Karl nach der Größe der Schuld, und als er sah, daß sein Geld hinreichend sei, so



ging er zum Richter und bezahlte den dritten Schuldteil und erhielt dafür die Leiche, der er nun ein ehrliches Begräbnis zukommen ließ.

Von dem Schiffe seines Vaters konnte er aber gar nichts erfahren, deshalb reiste er bald wieder nach England zurück. Nach einer glücklichen Fahrt landete das Schiff endlich an derselben Küste und in demselben Hafen, wo es auch bei der Hinreise sich eine Weile aufgehalten hatte. Karl begab sich wieder in das Wirtshaus, wo er eine so schöne Aussicht auf das Meer hatte. Da sah er alsbald ein kleines Schiff anfahren, aus dem stiegen zwei Männer und zwei Mädchen heraus und kamen in dasselbe Wirtshaus, in welchem Karl sich aufhielt. - Nachdem sie sich die Tageszeit geboten und einander ausgefragt hatten, wo sie hergekommen und wo sie hin wollten, fingen sie an zu spielen, und da hatte Karl so großes Glück, daß er ihnen alles Geld, was sie bei sich hatten, abgewann. Darauf sagten jene: Jetzt kauf uns auch die zwei Frauenzimmer ab, daß wir nur weiter kommen können!" Das tat Karl sogleich und gab ihnen, was sie forderten; denn er merkte wohl, daß die Männer Seeräuber waren und die armen hübschen Mädchen irgendwo mit Gewalt weggenommen hatten; und dann schiffte er vergnügt mit ihnen weiter und brachte sie in das Haus seines Vaters.

Der Vater machte ein bitterböses Gesicht, als Karl mit den zwei Mädchen ankam; und weil Karl bestimmt erklärte, daß er die Mädchen niemals verlassen werde, so verwies der Vater sie alle miteinander aus seinem Hause. Da kaufte Karl sich einen kleinen Kaufladen und

richtete ein eigenes Handelsgeschäft ein, und die beiden Mädchen, die Schwestern waren, halfen ihm dabei; die jüngste besorgte den Haushalt, und die älteste und schönste wurde Ladenjungfer, und alle beide waren so sparsam und fleißig und sorgten so gut für ihren Herrn, daß er schon nach wenigen Jahren seinen Kaufladen bezahlen konnte und ein schuldenfreies Haus hatte.

Als Karls Vater dies erfuhr und hörte, wie jedermann die beiden Mädchen so sehr lobte, da gedachte er sich selbst davon zu überzeugen und verkleidete sich und ging eines Morgens, als sein Sohn gerade ausgegangen war, in den Laden, um ein Stück Tuch zu kaufen. Die Ladenjungfer legte ihm allerlei Proben vor; allein er handelte so genau, und das Mädchen, das ihn nicht erkannte, hielt dagegen so fest an dem geforderten Preise, indem sie sagte, sie dürfe ohne den Willen ihres Herrn das Tuch nicht billiger hergeben, daß der Mann, ohne etwas zu kaufen, wieder fortging. Für sich aber dachte er: „Das muß doch ein ordentliches Mädchen sein; die ist gehörig auf den Vorteil meines Sohnes bedacht." Und dann nahm er sich vor, daß er sich mit seinem Sohne wieder aussöhnen und ihn wieder unterstützen wollte, ließ ihn deshalb zu sich rufen und sagte:

„Es ist nicht länger gut, daß du so allein und ledig dein Geschäft führst; nimm dir eine Frau, und ich will dir Geld geben, daß du deinen Handel größer und freier einrichten kannst!"

„Wenn ich einmal heiraten werde", sagte Karl, „so nehme ich aber keine andere als eine von den beiden Mädchen, die ich gekauft habe."

„Nun, wie du willst“, sagte der Vater; „ich glaube, daß es sehr ordentliche Mädchen sind, und wenn sie auch kein Geld haben, so magst du doch immerhin eine von ihnen heiraten; ich habe nichts mehr dagegen.“

Da ging Karl vergnügt heim und sagte den beiden Mädchen alles, was er mit dem Vater gesprochen hatte, worüber ihnen das rote Blut schier in die Wangen schoß, daß sie wunderlieblich anzusehen waren. Karl sagte aber weiter: „Ich habe euch alle beide so lieb, daß ich nicht weiß, welcher von euch ich den Vorzug geben könnte; ich will deshalb das Los fragen; das wird mir wohl anzeigen, welche von euch der Himmel mir zur Frau bestimmt hat.“ Die Mädchen waren damit zufrieden, und so zog Karl das Los, und zog sich die älteste und schönste, die alsbald auch seine liebe Frau wurde.

Nachdem sie mehrere Jahre glücklich miteinander gelebt hatten, las die Frau einmal in der Zeitung. Da wurde aus Italien geschrieben: der König habe bekannt machen lassen, daß wer seine beiden Töchter, die von Seeräubern geraubt worden, ihm wieder zuführen könnte, der sollte König von Italien werden. - Da dachte die Frau: es ist doch besser, Königin von Italien zu sein, als eine Kaufmannsfrau; und als ihr Mann nach Hause kam, entdeckte sie ihm, wer sie und ihre Schwester eigentlich seien, und bat ihn dann, daß er doch sein Hab und Gut verkaufen und sie nach Italien zu ihrem Vater zurückbringen und dort König werden möchte. Ja, dazu hatte Karl wohl Lust, verkaufte sein Haus und segelte mit seiner Frau und ihrer Schwester aufs Meer hinaus, um König von Italien zu werden.

Unterwegs wollten sie an derselben Küste, wo Karl die beiden Prinzessinnen den Seeräubern abgekauft hatte, landen und sprachen eben miteinander von jener Zeit, als sie von der andern Seite her zwei große Schiffe ans Land fahren sahen. „Ach, das sind ja italienische Schiffe!“ rief die jüngste Schwester. „Und ich glaube“, sagte die andere, „ich sehe italienische Soldaten darauf.“ Deshalb warteten sie, bis die Leute ausstiegen. Aber wie erschrak die junge Frau, als unter den Soldaten, die aus dem Schiffe kamen, plötzlich ein italienischer Prinz erschien und vor ihr stand; sie kannte den Prinzen recht gut; denn es war eben der, der schon lange gewünscht hatte, sie zu heiraten. Seit sie aber von den Seeräubern entführt war, hatte er sich mit zwei Schiffen aufs Meer begeben und kreuzte hin und her, um sie aufzusuchen, und wollte nicht von ihr ablassen, weil er sie so sehr lieb hatte.

Als er nun seine Geliebte wieder vor sich sah und den Mann an ihrer Seite, sprach er ganz heftig: „Wer ist der Mensch da?“ Denn er hielt ihn für den Räuber.

„Der ist mein Gemahl!“ sagte sie.

„So? Der ist dein Gemahl?“ rief der Prinz ganz wütend und gab sogleich Befehl, daß die Soldaten den Mann totschießen sollten.

Da fielen ihm aber die beiden Schwestern zu Füßen und baten ihn so dringend, ihren Freund doch nicht zu erschießen, daß der Prinz für den Augenblick nachgab. Alsbald aber ließ er ihn auf ein Brett binden und das Brett ins Meer werfen, daß die Wellen es forttrieben. Dann führte er die beiden Prinzessinnen in dasselbe

Wirtshaus, wo Karl sie von den Seeräubern losgekauft hatte. Da stellten sie sich ans Fenster und blickten in das Meer hinaus und sahen alsbald, wie die Wellen ihren Retter auf und ab trieben, und fingen bitterlich an zu weinen, weil sie ihm gar nicht helfen konnten. Das ärgerte aber den Prinzen, und er hieß sie von dem Fenster weggehen und sprach: „Wenn euer Leben euch lieb ist, so schwört mir hier auf der Stelle, daß ihr daheim eurem Vater sagen wollet: ich hätte euch von den Seeräubern erlöst, und sagt nur kein Wort von dem Menschen da!“ Die Prinzessinnen aber waren so bestürzt, daß sie zu allem Ja sagten, wozu er sie zwang. Dann fuhren sie mit einander zu ihrem Vater zurück; der war überaus glücklich, als er seine Kinder wiedersah, und machte sogleich Anstalt, die älteste Tochter mit dem Prinzen zu vermählen und ihm das ganze Reich zu übergeben. -

„Was ist denn aber aus Karl geworden?“ fragst du mich. Gib acht! ich will dir's genau erzählen:

Er wurde erst noch eine lange Zeit von den nassen Wellen hin und her geworfen und konnte nicht sterben, weil er nicht untersank. Endlich aber kam ein großer Vögel auf ihn zugeflogen, trieb das Brett ans Ufer auf eine Sandbank, hackte dann mit seinem Schnabel die Stricke entzwei und sprach zu Karl: „Ich bin der Geist des Kaufmanns, den du einst hast begraben lassen. Zum Dank für diese Wohltat will ich dir nun wieder helfen. Geh nach Italien in die Stadt, woselbst mein Grabmal ist! Dort gib dich für einen Maler aus, und man wird dich alsbald in das königliche Schloß bestellen und dir ein

Zimmer zum Bemalen übergeben. Dann mußt du aber niemanden bei dir dulden, mußt die Tür verschließen und den Oberflügel des Fensters aufmachen. Für das Weitere will ich dann schon sorgen.“ Nachdem der Vogel dies gesagt hatte, flog er fort.

Nun benutzte Karl die erste Gelegenheit, um nach der Hauptstadt des Königs zu fahren, und kam glücklich dort an. Da war ein großer Jubel in der Stadt; denn überall sprach man von der Vermählungsfeier des Prinzen mit der Prinzessin, und die ganze Stadt sollte festlich geschmückt werden.

Als Karl ins Wirtshaus trat, fragte ihn der Wirt, wo er herkomme? „Ich komme aus England und bin ein Maler.“

„Ei“, sagte der Wirt, „da kommt Ihr ja grade recht; denn unser Hofmaler hier sucht schon seit einigen Tagen einen Gehilfen, der ihm einige Zimmer im Schlosse bemalen soll.“

Und sogleich schickte der Wirt zu dem Hofmaler und ließ ihm melden, daß ein fremder Maler bei ihm angekommen sei. Darüber war der Hofmaler sehr froh und kam auf der Stelle selbst und nahm ihn mit in das Schloß.

Nun wünschte aber Karl, daß er allein ein Zimmer erhalte, wo er malen solle, was der andere gern zugab und ihn allein ließ. Darauf schloß Karl die Tür zu, öffnete den obern Flügel des Fensters und sah hinaus in die Luft und guckte und guckte, daß ihm Zeit und Weile lang wurde und er sich gar nicht mehr zu helfen wußte; denn der Geist des Kaufmanns ließ sich nirgends sehen.

Endlich kam der Vogel angefliegen und hielt einen Degen im Schnabel, setzte sich in das offene Fenster und sagte: „Nimm den Degen und hau mir den Kopf ab!“

Karl aber sagte: „Ach nein, das kann ich nicht!“

„Wenn du das nicht tust“, sagte der Vogel, „so kann ich dir auch nicht helfen.“

Da nahm er den Degen und hieb dem Vogel den Kopf herunter; da fiel der Kopf ins Zimmer, der Rumpf aber flog fort, und mit einem Male stand der Geist des gehängten Kaufmanns vor Karl, worüber er so erschrak, daß er ohnmächtig wurde und bewußtlos zu Boden fiel.

Nachdem er auf die Art eine lange Zeit in tiefem Schläfe gelegen hatte, klopfte jemand an der Tür, davon wachte er auf und sah, daß das ganze Zimmer bemalt war; an der Decke war das Firmament dargestellt, Sonne, Mond und Sterne, an den Seiten aber sein eigener Lebenslauf, von seiner ersten Reise nach Italien an bis zu dieser zweiten. Darauf öffnete er die Tür, um zu sehen, wer geklopft hatte; es war der König, der mit seinen beiden Töchtern die Malerei besehen wollte. Kaum aber waren sie hereingetreten, als die älteste Tochter ihn erkannte und rief: „Um Gottes willen, lieber Mann, wie bist du hierher gekommen?“ Da erzählte er alles, was ihm begegnet war, und seine Frau erzählte ihrem Vater nun, wie dieser Mann sie von den Seeräubern losgekauft und wie sie schon seit mehreren Jahren seine Frau geworden sei; wie sie dann auf ihrer jetzigen Heimreise mit dem Prinzen zusammengetroffen sei; der habe ihren Mann erschießen lassen wollen, endlich auf ein Brett gebunden und ins Meer geworfen; sie aber und

ihre Schwester hätten ihm schwören müssen, zu sagen, daß er sie erlöst habe.

Darauf sagte der König zu Karl: „Halt dich ganz ruhig in dem Gasthofs bis zu dem Tage, wo die Vermählung meiner Tochter sein soll! Du mußt auf jeden Fall dabei sein.“ Und schon nach einigen Tagen wurde Karl zu einem großen Gastmahle gebeten, welches der König vor der Hochzeit geben wollte. Da kamen viel vornehme Gäste in dem Saale zusammen, den Karl bemalt hatte, und aßen und tranken und bewunderten die schöne Malerei an der Decke und an den Seitenwänden. Und endlich stand der König auf und sagte: „Wer mir erklären kann, was die Bilder da bedeuten, der soll König von Italien werden.“ Da gaben sich alle große Mühe und studierten, besonders der Prinz; allein er mochte sich besinnen, so viel er wollte, so konnte er doch nicht herausfinden, was die Gemälde vorstellen sollten.

Da erhob sich endlich Karl, nahm einen kleinen Stock in die Hand und deutete auf die Bilder und sprach:

„Das da oben ist das ganze Firmament: Sonne, Mond und Gestirne. Das Bild da an der Seite stellt einen englischen Kaufmannssohn vor. Hier tritt er seine erste Seereise nach Italien an. Hier landet er unterwegs in einer Hafensstadt. Hier fährt er in die Hauptstadt des Königs von Italien ein. Hier kauft er einen Kaufmann los, den man erhängt und in eine Kuhhaut genäht hatte. Hier läßt er den Kaufmann begraben. Hier tritt er seine Rückreise nach England an. - Hier landet er unterwegs in der Hafensstadt. Hier spielt er mit zwei Seeräubern. Hier kauft er ihnen zwei junge Mädchen ab. Hier betritt

er sein Vaterhaus. Hier verstößt ihn sein Vater mitsamt den beiden Mädchen. Hier verheiratet er sich mit dem einen Mädchen. Hier reist er mit seiner Frau und ihrer Schwester wieder nach Italien. Hier landen sie unterwegs und besuchen dasselbe Wirtshaus, wo er seine Frau losgekauft. Hier sind zwei italienische Schiffe gelandet. Hier wollen die Soldaten den Kaufmannssohn totschießen, während die beiden Frauenzimmer fußfällig für ihn bitten. Hier wird er, auf ein Brett geschnallt, ins Wasser geworfen. Hier kommt ein Vögel und löst ihm die Bande. Hier kommt er in der königlichen Hauptstadt an. Hier bemalt er im Schloß ein Zimmer. Hier sitzt er im königlichen Schloß bei der Vermählung seiner Frau, und dieser Kaufmannssohn - das bin ich!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so wurde der Prinz auf Befehl des Königs festgenommen und ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Karl aber feierte jetzt zum zweiten Male seine Vermählung; dann ging's erst recht fröhlich her, das kannst du glauben, und dann ist er König von Italien geworden.

## EPIGRAMME AUS SCHWABEN

ZUM GRUSS

TÜBINGEN – STADT UND UNIVERSITÄT

SCHWABEN

GELEHRTE WELT

FROMME UND FRÖMMLER

EWALD – EINE FEHDE

POESIE

POLITISCHES

ZEITBILDER

LIEBE, EHE, HÄUSLICHKEIT

WEISHEITEN

AUSKLANG

Distichen, auf, ihr behenden,  
durchwandert die schwäbischen Auen,  
Grüßet aus Herzensgrund  
mir das gemütliche Volk!  
Wo seit Jahren ich schon  
gefunden die gastliche Heimat,  
Wo ich im reichen Maß  
Leiden und Freuden geschmeckt.  
Grüßt mir das Gute, das Schöne  
und wünscht ihm ein glücklich Gedeihen;  
Aber die Lügenbrut  
treff ein beflügelter Pfeil!

TÜBINGEN  
STADT UND UNIVERSITÄT

ZUFLUCHT

Kein lebendger Verkehr,  
noch gedankenerzeugender Austausch  
Findet in Tübingen statt;  
jeder ist selbst sich genug.  
Was mir die Seele bewegt,  
wem kann ich es sagen und klagen?  
Distichen, ihr allein,  
bleibet mir treulich gesellt.

TÜBINGEN

„Musenstadt“, so nennt man  
auch dich, du schwäbische Hochschul’;  
Aber es scheint dies  
ein Anachronismus zu sein.

VON UNTEN ODER VON OBEN

Tübingen kümmert sich nicht,  
wenn Cannstatt schiffet in den Neckar;  
Aber von Rottenburg,  
ja da verbäte man sich's.



*Aufdem Tübinger Marktplatz, um 1860*

#### DIE UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Hier gibt's viele Gelehrte;  
doch einen menschlichen Menschen  
Such', wie Diogenes,  
mit der Laterne am Tag!

Nur vier Wochen möcht' ich  
regieren die Tübinger Hochschul',  
Auszumisten einmal  
gründlich den Augiasstall.

#### DIE HOCHSCHULE

Tübingen muß gedeihn,  
es lehrt da ein Baur und ein Beck ja,  
Vischer und Gerber und gar  
stattliche Rappen zu zwein.

#### DIE PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT

Sieben unsterbliche Namen,  
sie bilden ein trauliches Zünftlein:  
Quenstedt, Reusch, Walz, Haug,  
Keller und Vischer und Ficht.

REKLAMATION

Halt, mein Freund, den Letzten,  
den Sohn des vortrefflichen Fichte,  
Hast du verkürzt! „Nun ja,  
wie's die Natur auch getan.“

HUMANIORA IN TÜBINGEN

Endlich gedeihn auch hier  
die rein humanistischen Studien!  
„Ja, es menschelt hier so,  
daß es zum Himmel auf stinkt.“

UNIVERSITÄTS-RAT

Willst du befördert werden,  
verbirg nur die guten Gedanken,  
Daß der Philister dich  
stets als Genossen erblickt!

DER ORDINARIUS

Sag, durch welches Verdienst  
ist er denn Professor geworden?  
„Einzig durch dieses, daß  
sein Vater Professor auch war.“

DER AUSBLEIBENDE RUF EINES PROFESSORS

Also verstieg sich dein Ruf  
weit über die Grenzen von Deutschland,  
Daß er zu dir zurück  
langsam nur findet den Weg.

SENATSMITGLIEDER

Prügel bekam ein Hebräer  
nur vierzig weniger einen:  
So viel Zungen auch zählt  
Tübingens hoher Senat.

DIE NEUE AULA IN TÜBINGEN

Was echtschwäbische Bauten  
zumeist auszeichnet, ist dieses:  
Geld wird selten gespart,  
aber Verstand und Geschmack.



AUFSCHRIFT FÜR DIE NEUE AULA

Welchem der Himmlischen soll  
dies hohe Gebäude geweiht sein?  
Wem soll dienen die Schar,  
welche den Tempel betritt?  
Huldigt dem Gotte der Wahrheit!  
Es sei auf des Genius Antrieb,  
Oder aus Pflichtgefühl,  
das auch den Schwachen erhebt.

DAS STIFT ZU TÜBINGEN

Wenn in den Mauern des „Stifts“  
nicht jeder Begabte zugrund ging,  
Hob ihn die eigne Natur;  
aber nicht tat es das Stift.

DER GEREIZTE

Wärest du frei vom „Stift“  
und all dem dogmatischen Plunder,  
Sprächest du minder ergrimmt  
über das Joch, das du trugst.

SCHWABEN

FABRIKWESEN IN WÜRTTEMBERG

Blühend vor allem sind hier  
die Fabrik- und mechanischen Künste;  
Die Theologen-Fabrik  
zeichnet besonders sich aus.

DEN AUSSCHLIESSLICHEN

Freilich in Schwaben, da lebt  
ein ganz absonderlich Völklein;  
Hinter den Bergen jedoch  
wohnen auch Leute wie hier.

DIE LANDESFARBEN

Quälten dich erst die Roten,  
so quälen jetzo die Schwarzen:  
Führet doch Württemberg  
beiderlei Farben vereint.

DIE SCHWABEN

Schwaben, es heißt, ihr würdet  
mit vierzig Jahren gescheit erst:  
Vierziger find' ich genug,  
aber Gescheite nicht viel.

## GELEHRTE WELT

### DES LEBENS DREIKLANG

Religion ist die Wurzel  
und Kunst die Blüte des Lebens,  
Aber die Wissenschaft  
bringt die gediegene Frucht.

### KANT

Ehrlicher alter Kant,  
vom neusten Scholasticismus  
Heile die Denker und zeig',  
daß man gar vieles nicht weiß.

### KANT UND FICHTE

Freilich als Jungesell  
starb Kant; doch aber nicht sohnlos:  
Sagt' er sich auch von ihm los,  
hat er doch Fichten gezeugt.

### SHELLING

Ich entdeckte, ein zweiter  
Kolumbus, den neuesten Weltteil,  
Legte ein Weltei; doch  
- Hegel, der brütet' es aus.

## HEGEL

Groß als Denker; im Handeln  
jedoch, in Sitt' und Charakter,  
Blieb er ein Stiftler stets,  
und ein Philister dazu.

### DES DOGMAS SELBSTENTWICKLUNG

Armes Dogma, das stets sich  
selbst mit sich selber vermittelt:  
Ein Produkt, das sich ißt,  
selber sich kaut und verdaut!

### DEM EMPIRIKER

Traue den Sinnen du nur!  
Dem Auge bewegt sich die Sonne;  
Aber der Wissende weiß,  
daß sich die Erde bewegt.

### GIFTKRÄUTER

Nenne nur immerhin  
den gründlichen Denker ein Giftkraut;  
Zieht doch der Himmel gar viel  
giftige Gewächse sich auf.

Giftkraut sprosset im Garten,  
es sproßt nicht für die Gesunden;  
Aber den Kranken gewährt's  
Heilung und Linderung oft.

DER PROSEKTOR L.

Ärmster, dein Amt erheischt's,  
was Natur verbunden, zu trennen.  
Während doch deine Natur  
stets nach Verbindungen strebt.

Leicht erregbarer Mann  
mit unparteiischem Schimmer,  
Schwenkend von links nach rechts,  
ohne Charakter und Halt:  
Niemand soll man verletzen,  
so sagst du und eben deswegen  
Schlägst du der Wahrheit selbst  
keck mit der Faust ins Gesicht!

WAHRHEIT

Lieber die bitterste Wahrheit,  
als selbst die süßeste Täuschung!  
Denn die Wahrheit, sie heilt  
jegliche Wund', die sie schlägt.

102

ENTTÄUSCHUNG

Sei mir nur still! die Menge,  
sie will berückt und getäuscht sein;  
Geigst du die Wahrheit, man schlägt  
stracks dir den Bogen aufs Maul.

EIN PROFESSOR DER GESCHICHTE

Sonst honoriert für ein Buch  
der Verleger, wie billig, den Autor:  
Einzig Autor, du zahlst,  
daß man das deine nicht druckt!

GEHEIMNIS

Mancher bestaunt den Mann  
als einen großen Gelehrten:  
Weißt du weshalb? Er gab  
nie noch ein Schriftchen heraus.

DER BERUFENE

Schriftlos ward er zum Doktor  
und jetzt als Professor berufen!  
Weiß der Mann auch nicht viel,  
glaubt er gewiß um so mehr.

103

## FROMME UND FRÖMLER

### DIE WELTZWECK-GRÜBLER

Unerforschliche Weisheit,  
die stets an den größten Städten  
Flüsse, die schiffbar sind,  
gnädiglich führte vorbei!

### THEOLOGISCHE PREISAUFGABE

Immer noch bleibt das alte  
Problem der Forschung zu lösen,  
Ob ein Näbelchen schon  
Adam und Eva gehabt.

### KÜCHENGEHEIMNIS

Schmeckt ein Gericht dir gut,  
was nützt dir das Küchengeheimnis?  
Kannst es verdaun, so wirkt's,  
wer es und wie er's gemacht.

Streite nicht, ob die Bibel  
nur Menschen, ob Gott sie geschrieben!  
Lies sie, und was du begreifst,  
bilde zum Menschen dich aus!

## MÄNNLICHE KOKETTEN

Welche Koketten mir stets  
am meisten zuwider? Die frommen,  
Die mit der Wissenschaft  
treiben ein buhlerisch Spiel.

### EIN CHRISTLICHER PHILOSOPH

Christphilosophischer Denker,  
o wärest du ein gläubiger Christ doch!  
Denn als Denker bist du  
nichts als ein Glaubenssophist.

### PIETISMUS

Wahrlich, die Frömmigkeit macht  
jetzo die besten Geschäfte,  
Mehr als gelehrter Ruf  
fördert ein frommer Geruch.

### DER SCHLEICHER

Vieles erreichte der Mann  
mit unglaublich wenigen Kräften:  
Was er erfliegen nicht konnt',  
ei, das erhinkte er sich.

THOLUCK

Weil er selbst, wie er sagt,  
in die Tiefen der Sünde hinabstieg,  
Kenn' er ihr Wesen genau:  
nun denn, so geb' er es preis!  
Doch das Wesen der Tugend,  
der männlichen sittlichen Tatkraft,  
Kennt er das ebenso gut? -  
Glaub' es nicht! was er auch sagt.

HEINRICH LEO

Völlig bezähmt wird nie  
die angeborene Wildheit,  
Und durch die Orthodoxie  
blickt die Natur noch hervor.

PIETISTEN-GESCHMACK

Was dir Schönes erscheint  
im ganzen, unendlichen Weltall,  
Freuet den Frömmel nicht,  
bis es gekreuziget ist;  
Denn nur im Jammerbild  
erkennt er sein eigenes Zerrbild;  
Aber die Musen entfliehn  
bei Pietisten Gestöhn.

DIE ALLEGORIE DER MUCKER

Schwach ist das Fleisch: o stärkt's  
durch reizende Sinnenberührung,  
Daß ihr bei fleischlicher Lust  
nur an die geistige denkt!

REISEPREDIGER

Langgeschwänzte durchziehn  
sanftredend das Land; gebt Achtung!  
Predigt der Fuchs uns was,  
muß man die Hühner eintun.

EIN BIEDERMANN

Seelenvergnügt in Gott,  
mit Talent zum Heiligen und Heuchler!  
Denn dem Herrn zulieb  
lög' er und stähl' er auch wohl.

DIE FALSCHEN FROMMEN

Ruchlos frömmelndes Volk,  
voll Lug und Betrug und Verfolgung!  
Seht, mit der Bibel im Mund  
habt ihr den Teufel im Kopf.

EIN LEBENSLAUF

Jung schon opfert' er viel  
dem Bacchus und mehr noch der Venus,  
Ward dann ein Christ und verfolgt  
jeden, der's ebenso macht.

EIN MODERNER FRÖMMLER

Er entblößt sich den Rücken,  
daß Fliegen und Mücken ihn stechen,  
Spricht dann: der Himmel will's,  
daß ich gestochen hier werd'.

DIE MARMORBILDER IN STUTTGART

Nackte Gebilde, wie seid ihr  
ein Greuel dem Erzpjetisten!  
Liebt er das Feigenblatt,  
weil er gesündigt so viel?  
Daß kein Auge sich ärgre,  
so gebt der Venus ein Schurzfell,  
Und in ein Hosenpaar  
hüllt den Apollo doch ein!

DIE ALLEGORIKER DES HOHENLIEDES

Der Lehrer:  
Seht dies reizende Weib,  
hochbusig, mit schwellenden Hüften!  
Aber die sinnliche Form  
stellt nur ein Geistiges vor.

Der Schüler:  
Lange besinn' ich mich schon,  
was wohl die zwei Brüste bedeuten,  
Welche Sulamit selbst  
schön mit zwei Türmen vergleicht.

Lehrer:  
Nichts ist leichter, mein Freund:  
es sind zwei Türme von Kirchen,  
Zwillingskirchen:  
das römisch-lutherische Paar.

Schüler:  
Ach, ich dachte dabei  
an zwei babylonische Türme,  
Weil mir die Busenhöhn  
seltsam verwirrten den Kopf.

Derselbe:  
Jetzt doch saget mir auch,  
was bedeutet der prächtige Hintern,

Oder das Lendenpaar,  
welches das Fräulein besitzt?

Lehrer:

Dies, mein Freund, sind deutlich  
die liegenden Gründe der Kirche,  
Ein gar köstliches Gut,  
lieblicher Sitz und Besitz!

Schüler:

Aber der Becher des Schoßes,  
dem nie der würzige Mischwein  
Fehlen möge: umsonst  
such' ich den geistigen Sinn!

Lehrer:

Nahe dem Becher liegt  
der umkränzte Weizenhügel,  
Beides verbunden, so gibt's  
erst den verborgenen Sinn.  
Jener Becher mit Wein,  
daneben des Brotes Grundstoff,  
Zeigen sie klar nicht ein  
sakramentalisch Symbol? -  
Frage nicht weiter! - hier steckt  
ein geistvoll mystisch Geheimnis,  
das ich mit Worten kaum  
ganz zu bezeichnen vermag.

#### FROMME SCHRIFTAUSLEGUNG

(Das Hohelied, erklärt von Delitzsch, 1851)

Hatte gleich Salomo  
eintausend Frauen, doch bleibt er  
Typus der Monogamie,  
wie uns das Büchlein belehrt.

#### DIE GUTE ALTE ZEIT

O wie rühmte man sonst  
die Tugend der schwäbischen Nonnen!  
Da war jede noch keusch,  
die noch kein Kindlein gehabt.

#### LUTHERS TISCHREDEN

Wie doch die Zeiten sich ändern!  
Es hörten wohl Frauen und Jungfrau  
Luthers Gespräche bei Tisch,  
aber erröteten nicht.

#### EIN RAT LUTHERS

Halt' dich zu lustigen Leuten!  
und ob auch ein Wort und ein Zötlein  
Manchmal zu viel mag sein,  
freut sich der Herr doch daran.

CASUISTISCHE ENTSCHEIDUNG

Ist ein Räuschlein erlaubt  
für einen christlichen Menschen?  
„Wohl, doch nur im Wein,  
wie es zu Kana geschehn.“

GOTTSELIGES LEBEN

Nicht auf einerlei Weis'  
soll selig die Menschheit werden:  
Mehr noch als Wege nach Rom  
führen zum Himmel hinauf.

Manchmal ging' ich so gern  
mit dir, o Geliebte, zur Kirche,  
Würden vor Gott wir nicht  
gleich von einander getrennt.  
Sieh, da lob' ich mir doch  
die gutkatholische Sitte,  
Wo noch der Mann und die Frau  
beten vereint wie daheim.

DAS WEISSMANNICHT

Zweierlei meiden bei uns  
die Geistlichen: Tanz und Theater;  
Viele das Wirtshaus auch.  
Sag' mir, was treiben sie denn?

DER PRIESTER

Nein, der katholische Priester  
verliert nicht beim Volke sein Ansehn,  
Wenn er ins Wirtshaus geht;  
kommt nur und seht es mit an!

KATHOLISCHER UND PROTESTANTISCHER GLAUBE

Zwei Bekenntnisse gibt's,  
die ewig einander ergänzen:  
„Folge der Autorität,  
oder bestimme dich selbst!“  
Nie doch vermagst du im Leben  
dem einen ausschließlich zu folgen,  
Bist katholischer bald,  
bald protestantischer Christ.

DER PHILOSOPH

Noch ein Drittes ist möglich:  
vereine die Gegensätze!  
Folge bewußt dem Gesetz,  
frei und gebunden zugleich!



EWALD - EINE FEHDE

HEINRICH EWALD

Edler Thrasites! Der Schmutz,  
mit dem du andre beschmeißest,  
Prallt zurück und trifft  
einzig dein eigenes Haupt.

DAS NOTWENDIGE ÜBEL (EWALD)

Jeglicher Elefant  
trägt seine Laus; und so trag' ich  
Ruhig die meinige auch.  
Nagt sie doch ferne von mir.

EWALD

Schnattert die Göttinger Gans  
mit welterschütterndem Pathos,  
Kann sie das Zwerchfell nur  
gründlich erschüttern, sonst nichts.

NARRENFREIHEIT

Durften die Narren ja stets  
aussprechen, was ihnen nur einfiel:  
Ewald, der auch erwarb  
dies Privilegium sich.

GOTTSCHED II

Soll ich dich einem vergleichen  
an plumper, plebejischer Grobheit,  
Fällt mir nur Gottsched ein:  
Gottsched der zweite bist du.

EWALD NOCH EINMAL

Weil er Grammatik versteht  
und mancherlei Sprachen gelernt hat,  
Meint er, er fasse zugleich  
jeglichen Volkes Genie,  
Interpretiert und verdeutscht  
die morgenländischen Dichter,  
Dichtet auch selbst; allein  
gegen den Willen Apolls.

DERSELBE

Sicherlich hat er Talent,  
doch nur ein beschränktes, forciertes,  
Während er trotziglich wähnt,  
daß er ein Genius sei.  
Aber bei allem Talent  
entgeht ihm das schönste, das beste:  
Neidlos fremdes Verdienst  
anzuerkennen, das fehlt.

EWALD ALS WIEDERKÄUER

Immer erzählt er aufs neu  
die Tübinger alten Geschichten,  
Daß er das, was er log,  
selber am Ende noch glaubt.

EWALDS THEOLOGISCHE JAHRBÜCHER

Überfällt dich, friedlicher Wanderer,  
der Göttinger Raufbold,  
Sei nur getrost! Er schießt  
blind und verwundet dich nicht.

SCHILLER UND GOETHE

Ehrfurcht flößest du ein  
und bleibst in heiliger Ferne;  
Aber wie nah tritt uns,  
herzenerobernd, dein Freund!

SCHILLERS STATUE IN STUTTGART

Mir, dem Heldendichter  
mit himmelanstrebendem Geiste,  
Beugte des Künstlers Hand  
seltsam zur Erde das Haupt.

UHLAND

Stets noch sieht man an ihm  
die glücklichen Zeichen der Jugend,  
Bis aufs Haar, das dünn  
keimet an Wangen und Kinn.

UHLAND AN DER WIRTSTAFEL

Sieh den bescheidenen Mann!  
Er wählt sich das unterste Plätzchen;  
Doch wo ein König sich setzt,  
immer ist oben ja da.

H. HEINE (gestorben 17. Febr. 1856)

Wer sie vernimmt, den bezaubern  
sirenenartig die Lieder;  
Höre sie, aber entflieh,  
eh die Sirene dich bannt!

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN

Wen'ge vermochten wie du  
zu verjüngen das wirkliche Volkslied;  
Nur beim Bänkelgesang  
ließ dich die Muse im Stich.

FREILIGRATH

Alles ist stramm und straff,  
forciert mit Klängen des Auslands  
Prickelnd das Ohr; umsonst  
suchst du Natur und Genie.

HERWEGH

Kampfkühn sang er im Frieden  
die blutigsten Kriegesgesänge;  
Doch inmitten des Kriegs,  
o wie versiegte sein Lied!

AUERSPERG UND ZEDLITZ

Öst'reichs jetzige Dichter,  
sie reichen von A bis Z bloß;  
Was in der Mitte liegt,  
ach, das bedeutet nicht viel.

EINWURF

Aber einen, mein Freund,  
den Lenau hast du vergessen!  
„Nun, so stell' ihn getrost  
zwischen die beiden hinein!“

DIE NEUERN DRAMATIKER

Erst wenn weltbewegende Taten  
vom Volke geschehn sind,  
Dann, ihr Freunde, gedeiht,  
glücklich das Drama bei uns.

## POLITISCHES

GEORG FORSTER (1754-1794)

Edler Verirrter, dein furchtbar  
Geschick, wem ging's nicht zu Herzen!  
Übtest am Vaterland  
- weil du es liebtest - Verrat!

LOUIS PHILIPP

Ich befestigt' Paris,  
erwarb mir unendlichen Reichtum,  
Wiegte mit seltener Kunst  
gleichsam in Schlummer die Welt.  
Doch kein Thron steht sicher,  
der nicht im Herzen der Völker  
Boden und Basis gewinnt.  
Leider erkannt' ich's zu spät!

Aus DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION VON 1848

Einen nur will ich erschlagen;  
man hat mir den Bruder getötet!  
„Wen doch erschlügest du wohl,  
der nicht dein Bruder auch war'?"

## DIE ERHÄNGTEN UNGARN

Nie ward edleres Leben  
am schmachhlichen Galgen ersticket,  
Als in Arad und Pest;  
nimmer vergißt es das Volk.

GRABSCHRIFT FÜR DIE TÜRKEI

Lang schon kränkelnd, erhielt sie  
sich noch durch eigne Naturkraft  
Aber durch ärztliche Hülff  
ward sie zu Tode kuriert.

DIE ORIENTALISCHE FRAGE (1854)

England soll es erfahren  
und Frankreich mög' es bedenken:  
Deutschlands mächtige Hand  
hält das entscheidende Schwert.

### NEUTRALITÄT

Brennt des Nachbars Haus,  
wie kannst du untätig da bleiben!  
Löschen mußt du das Feuer,  
eh es dein Hüttchen erfaßt.  
Bald erhebt sich, ich seh's,  
wildwütend ein gräßlicher Weltbrand;  
Mit der Neutralität  
ist es dann gründlich vorbei.

### DIE FANATIKER DER RUHE

Wunderbar gleicht dem Strauße  
das heutige Volk der Philister:  
Wie es die Augen verschließt,  
daß es den Jäger nicht sieht!

### PREUSSEN 1855

Lange genug ist gezaudert,  
mit Worten gekämpft und beratschlagt:  
Wollt ihr Frieden, so schlagt  
endlich mit Taten darein!

### ÖSTREICH UND PREUSSEN

Deutschlands Rechte im Osten,  
sie hat das Schwert schon ergriffen,  
Aber die linke Hand  
hemmt den entscheidenden Schlag.

Einer:

Scheint auch die deutsche Einheit  
bis jetzt nur ein Märchen, ein Traumbild,  
Wird doch ewiglich die  
Einheit der Deutschen bestehn.

Ein anderer:

Wahrlich, sie ist kein Märchen,  
sie wächst leibhaftig im Ganzen:  
Ist nicht der Zollverein  
mehr als ein Kaisertum wert?

### EIN LIBERALER (R....R)

Ritterlich kämpfte der Mann,  
zu erringen die Freiheit der Presse;  
Doch wie gebärdet er sich,  
da man sie gegen ihn braucht!

#### DEUTSCHES PHILISTERTUM

O ihr Deutschen, wie seid ihr  
im Grunde der Seele Philister!  
Wenn man zum Besten euch hat,  
macht ihr ein böses Gesicht.

#### UNTERSCHIED DER STÄNDE

Stiehlt ein Hoher und stiehlt  
ein Niedrer, so ist's nicht dasselbe:  
Adliger Kot stinkt mehr  
als der gewöhnliche Dreck.

#### SCHICKSAL

Sei er auch König, Minister,  
der Ärmsten, der Reichsten Einer:  
Jeglichen drückt etwas,  
geh es ihm, wie es ihm geh.

#### ZEITBILDER\_\_\_\_\_

Ist es nicht schön, wenn der Mann  
sich macht zum rauchenden Schornstein,  
Ist es bei Frauen nun gar  
überabscheulich und roh.  
In dem Fiebergewirr  
des achtundvierziger Jahrgangs  
Hab' ich in Schwaben gar viel  
rauchende Dämchen gesehn!

#### DIE ALTEN

Gern ja duldeten man  
die graulichen Häupter der Hochschul',  
Drückten die Alten nur nicht  
immer die Jungen zurück.

#### UNNATÜRLICHE ANSPRÜCHE

Torheit! den neuesten Wein  
in die ältesten Schläuche zu füllen:  
Freunde, der Puls der Zeit  
schlägt in der Jugend doch nur.

ERWIDERUNG

Wohl; doch die heutige Jugend  
ist altklug, hat ein Geschmäcke,  
Und von der Strömung der Zeit  
wird sie nur wenig berührt.

DIE ALTEN

Freilich, das alte Holz  
brennt besser als junges und grünes;  
Darum, so fällt es getrost!  
machtet dem grünen doch Platz!

KREBSE

Höre doch auf, zu pred'gen  
dem rückwärtsschreitenden Krebsvolk!  
Sprich nur und mach, was du willst:  
immer doch gehn sie zurück.  
„O mit nichten, mein Freund!  
man bringt auch Krebse zum Fortschritt  
Sieh, wie sie vorwärtsgehn,  
stellst du aufs Trockne sie nur.“

ABSCHAFFUNG DER SKLAVEREI

Was in der alten Welt  
durch Sklavenhände geschafft ward,  
Schaffen mit Dampfkraft  
jetzo Maschinen für uns.

ERFINDUNGEN

Alles erfindet der Geist,  
was dient dem wahren Bedürfnis:  
Fehlt uns ein Brennstoff einst,  
brennen wir Wasser gewiß.

DER TELEGRAPH

Schranken der Zeit und des Raums,  
wie hat sie der Mensch doch beseitigt:  
Zuckt der Weltnerv, schnell  
weiß man's am Ende der Welt.

#### EPOCHEN DER KULTUR

Weltbewegend war einst  
die Erfindung des Seekompasses,  
Weltbewegend die Kraft,  
welche das Pulver uns gab.  
Menschlicher wirkte die Kunst,  
mit beweglichen Lettern zu drucken  
Und mit geistigem Licht  
schnell zu erleuchten die Welt.  
Jetzt doch dringt die Kultur  
vorwärts auf eisernen Schwingen  
Bis in die Winkel der Welt,  
wo es noch niemals getagt.  
Baut drum Eisenbahnen!  
verbindet das Fernste dem Nächsten!  
Mehr als Schule und Buch  
bildet lebend'ger Verkehr.

#### DIE EISENBAHN

Eisenbahnen durchziehen  
in die Kreuz und Quere die Lande,  
Adern gleich, die das Blut  
fuhren hinaus und zurück.

Eisenbahnen, sie werden  
schon jetzt zu Bahnen des Geistes,  
welche das Vaterland  
bilden und einen zugleich.

Was vermag noch Zensur?  
Gesprengt ist jegliche Fessel;  
denn auf der Eisenbahn  
wandert lebendig das Wort.

#### TISCH-ORAKEL

Nur der Geist vernimmt  
das lebendige Wehen des Geistes,  
Aber die Ohren der Zeit  
horchen auf klopfendes Holz.



LIEBE, EHE, HÄUSLICHKEIT \_\_\_\_\_

PAULINE

Wie ist glücklich mein Lieb,  
wenn sie ein Knöpfchen mir annäht,  
Wenn sie mir Handschuh' flickt,  
wenn sie die Strümpfe mir stopft.  
Glücklicher doch bin ich,  
daß sie die Risse des Herzens  
Also gründlich geheilt,  
daß man die Narben nicht sieht.

\*

Seit ich die Liebe gekostet,  
so leb ich ein seliges Leben,  
Fasse nicht, wie ich so lang  
ohne dich, Liebchen, gelebt!  
Denk' ich, wie sonst mir der Tag  
hinschwand in untröstlicher Leere,  
Wie sich in einsamer Qual  
dehnte unendlich die Nacht:  
Götter, wie freu ich mich dann  
des süßen, des einzigen Glückes,  
Das mir bei Tag und Nacht Lina,  
die holde, gewährt.

\*

Unersättlich, mein Lieb,  
ich bin's, ich will es gestehen;  
Weil ich geschmachtet so lang,  
werd' ich so leicht nicht gestillt.  
Presse den wogenden Busen,  
o Herzensweib, mir entgegen,  
Und im Taumel der Lust  
laß mich versinken in dir!

\*

Ach, wie lang ist der Tag!  
Es scheint, heut will er nicht enden:  
Kürzen wir, Liebchen, ihn ab!  
schließen die Läden wir zu!  
Denn die Liebe, sie liebt  
das holdverschleiernde Dunkel,  
Und wie die Sterne der Höh  
strahlt sie am reinsten bei Nacht.

\*

Habt ihr auch größern Gehalt,  
ihr hochehrwürdigen Häupter,  
Die ihr gewichtigen Sinns  
sitzet im hohen Senat:  
O, der äußre Gehalt,  
er stimmt nur selten zum innern,  
Denn dem Besten von euch  
dünk' ich in allem mich gleich.

Sahen die Götter doch längst  
    mein stilles, bescheidenes Wirken,  
Sahen zugleich den Druck,  
    den ich von euch hier erfuhr;  
Und sie boten mir dar  
    zum Trost die herrlichste Jungfrau,  
Welche in Stadt und Land  
    jemals die Sonne gesehn.  
Mancher der Reichen entbehrte  
    wohl gern die hohe Besoldung,  
Wenn ihm die Götter dafür  
    lohten mit ähnlichem Glück;  
Aber Lina, sie tauscht  
    nicht Krone, nicht Zepter noch Reichtum  
Für das bescheidene Glück,  
    welches bei mir ihr erblüht.

\*

Liebesworte bekam ich,  
    die schönsten, von weiblichen Lippen;  
Doch ein verwundetes Herz  
    wird nicht durch Worte geheilt.  
Wie der Glaube nur gilt,  
    der durch wirkliche Werke sich kundtut,  
So muß liebender Sinn  
    greifen mit Händen sein Glück.

\*

Liebchen, wie glücklich bin ich!  
    Fiel' Ewald heut' in das Wasser,  
Dürft' er nicht untergehn;  
    nein doch, ich zog' ihn heraus!

\*

Draußen ist Kampf und Krieg,  
    doch hier ein göttlicher Friede;  
Tritt nur herein! Dem Feind  
    reicht man versöhnlich die Hand.

\*

Früher vermißt' ich nie  
    und jetzt noch wen'ger das Wirtshaus;  
Gern ja bleib' ich zu Haus;  
    bin ich doch König daheim.

\*

Oft verwechseln wir beide  
    so hold miteinander die Körper,  
Daß ich nicht weiß, bin ich Mann  
    oder ein Weibchen wohl gar.

Kinder bekommen die Rute,  
wenn sie unartig sich zeigen;  
Du doch bekommst sie, mein Lieb,  
wenn du am lieblichsten bist.

\*

Reiche getrost mir die Hand  
zur Pilgerreise durchs Leben!  
Stolpert mein Glück auch einmal,  
Liebchen, so stürzt es doch nicht.

\*

Ausruhn laß mich bei dir  
und vergessen die Kämpfe da draußen!  
Sitz' ich an deiner Seit',  
schlag' ich ein Schnippchen der Welt.

\*

Tauml' ich auf ebener Erd',  
wer will es mir heute verdenken?  
Liebe, die macht mich blind,  
Freunde, wie soll ich da sehn?

\*

Wünschtest ein Söhnlein dir;  
da schenkt dir der Himmel ein Mädchen:  
Wird es der Mutter gleich,  
wiegt es drei Knaben wohl auf.

#### PUTZ DICH LIEBCHEN

Reizend bist du, mein Lieb,  
im Neglige, in der Nachthaub';  
Aber ein Diamant selbst  
hebt sich durch Fassung und Schliff.

Zweierlei kann ich nicht leiden  
und dreierlei wünsch' ich zum Kuckuck:  
Zimmer, vom Putzen noch naß,  
schmutzige Mägd' und 'ne Wasch'.

#### DER TISCH

Fehle dem Tische doch nie  
die frohbescheidene Nahrung,  
Daß sie genüge für uns  
wie für den hungernden Gast!

UNSRE WOHNUNG

Äußerst bescheiden von außen,  
doch wunderlieblich im Innern:  
Unseres Lebens Bild  
ist sie und bleibe sie stets!

BERICHTIGUNG

Sicherlich gibt's in Schwaben  
der trefflichsten Männer gar manchen;  
Nenn' ich Uhland nur:  
Lieblicher, schwäbischer Stern!  
Doch preiswürdig vor allen  
erscheinen die schwäbischen Frauen,  
Seit das himmlische Kind,  
Lina, der Engel, mich liebt.

WEISHEITEN

AUF DEN WEG

Als ich die Reise antrat,  
da sagte der Vater zum Abschied:  
Mach nun die Augen auf,  
oder den Beutel, mein Sohn!

SPRICHWÖRTER

Gern bedient sich mein Lieb  
im Reden und Schreiben des Sprichworts,  
Welches so sinnig, so scharf  
vieles mit wenigem sagt.

MAXIME

Wolle das Höchste und tu'  
gleichfreudig und ernstlich das Kleinste!  
Wer nach dem Lorbeer ringt,  
kriegt wohl ein Blatt aus dem Kranz.

FREIHEIT UND NOTWENDIGKEIT

Ewiger Wechsel von Tun  
und Leiden, von Hammer und Amboß!  
Kannst du nicht, wie du willst,  
mußt du so gut, wie du kannst.

#### EIN JUGENDSÄNGER

Immer besingst du die Jugend,  
die Jugend und wieder die Jugend;  
Goethe, der ewig jung,  
sag mir, wo tat er das wohl?

Wem die Jugend entflohn,  
der mag die verschwundene besingen;  
Wer sie in Wahrheit noch hat,  
redet gewiß nicht davon.

#### WIEDERGEBURT

Einer Wiedergeburt  
harrt alles im Leben entgegen:  
Wissenschaft und Kunst,  
Religion und das Recht.  
Kennst du die ewige Quelle  
der Geistes- und Lebens-Verjüngung?  
Nenne die Heilige „Natur!“,  
nenne sie „Volk!“, wie du willst.

#### NATUR

Freilich will ich Natur;  
doch nur die schöne, die reine,  
Nicht die gemeine Natur,  
die auf der Gasse sich zeigt;  
Denn die Natur verrichtet  
ja auch tagtäglich die Notdurft,  
Tut auch Wüsteres noch:  
damit verschon' uns, o Freund!

#### SPIEGEL

Sei er ein mahnendes Bild  
des Lebens, der Welt und der Menschheit!  
Siehst du heiter hinein,  
sieht er auch heiter dich an.

#### FALSCHER SEHNSUCHT

Ach, wie sehnen sie sich,  
auf einem Gestirne zu leben!  
Ahnen nicht, daß ja die Erd'  
selber der glücklichste Stern.

Wie verkennt doch der Mensch  
in seiner Umgebung das Gute!  
Sehnt sich hinaus und wähnt:  
draußen nur wohne das Glück.  
Hätte der Mond Bewohner,  
sie dächten gewiß: „Auf dem Erdrund,  
Das da so herrlich strahlt,  
lebten wir doch.auf dem Stern!"

#### FOLGERUNG

Demnach fehlten dem Mond,  
dem wasserlosen, Geschöpfe  
sowie Pflanzen, nicht wahr?  
„Freilich! nur sag' es nicht laut!"

#### ZUR ORIENTIERUNG

Gäb's auch Wesen da droben,  
sie blieben für uns doch nutzlos;  
Denn kein Luftballon  
führte die Menschen dahin.

#### DIE VERKEHRTE WELT

Willst du die Treppe kehren,  
beginnst du von oben, nicht unten;  
Doch in der sittlichen Welt  
fängt man da unten nur an.

\*

Selten erfreut die Menge  
dein Glück; genieß es im stillen!  
Machst du dich mausig, sogleich  
fressen die Katzen dich auf.

#### NICHTS ZU VIEL

Maß zu halten, ist gut,  
zumal im Leben und Lieben!  
Spannst du den Bogen zu stark,  
bricht er dir oder erschläfft.

## AUSKLANG

ANDR. HOLLAND (mit meinen Gedichten)

Liebe verschmähst du und Wein:  
kaum wag' ich dies Büchlein zu senden,  
Da es nur Liebe und Wein,  
aber kein Wasser besingt.

\*

Weil ich zu vielem geschwiegen,  
so meint ihr, es sei mir entgangen?  
Nein, nicht Jeglicher schläft,  
welcher die Augen verschließt.

## SEUFZER

Jahrlang speiset man mich  
mit Hoffnung und immer mit Hoffnung;  
Ach, an der Hoffnung Seil  
zieh' ich mich hier noch zu Tod!

## GRABSCHRIFT

Seltene Gunst erfuhr ich  
im Leben und seltene Ungunst,  
Bis das geschlagene Herz  
nimmer zu schlagen vermocht.

## Ein Nachwort

Wäre die Geschichte vom „Rösle von Seebronn“ schon zu Lebzeiten Ernst Meiers veröffentlicht worden, so hätte sie den Untertitel getragen: „Eine schwäbische Dorfnovelle von Dr. Ernst“. Offenbar lag Meier daran, daß zwar für seine Freunde die Autorschaft erkennbar oder doch zu erschließen war, daß aber andererseits dieses poetische Produkt nicht gleich von jedermann mit ihm, dem Professor Meier, in Verbindung gebracht werden konnte.

Aber erzählen wir der Reihe nach: Ernst Meier war der Sohn eines armen Dorfschullehrers; am 17. Mai 1813 kam er in Rusbend im Fürstentum Schaumburg-Lippe (im heutigen Regierungsbezirk Hannover) zur Welt. Dort wuchs er auch auf, und weil er tüchtig und begabt war, erhielt er durch ein Stipendium der Prinzessin Karoline von Schaumburg die Möglichkeit, das Gymnasium von Bückeburg zu besuchen und in Jena das Studium der evangelischen Theologie aufzunehmen. Von dort ging er 1836 nach Göttingen, und hier wandte er sich den orientalischen Sprachen zu, vor allem unter dem Einfluß des jungen Professors *Heinrich Ewald*, der für sein ganzes Leben bestimmend wurde. Ewald gehörte zu den „Göttinger Sieben“, die 1837 gegen die Aufhebung des hannoverschen Grundgesetzes protestierten; er mußte Göttingen verlassen und kam nach

Tübingen. Meier folgte ihm; der Lehrer bescheinigte ihm „beharrlichsten Fleiß" und „bedeutende Talente", promovierte ihn 1840 zum Doktor der Philosophie und förderte ein Jahr später auch seine Habilitation.

Dann aber begann ein Entfremdungsprozeß, der seinerseits den Stoff zu einem Roman abgeben könnte, einem sehr unerquicklichen allerdings, voll von Neid und Kleinlichkeit und Intrige. Die Vorgänge lassen sich nicht mit letzter Sicherheit rekonstruieren, und mit Schuldzuschreibungen wird man nach mehr als einem Jahrhundert vorsichtig sein müssen.

Wer die Universitätsgeschichte als eine Abfolge von wissenschaftlichen Höchstleistungen versteht, sie also nach ihren „Rekorden" mißt, der wird von vornherein auf der Seite Ewalds sein: er ist noch heute in jedem mittleren Konversationslexikon zu finden (als bedeutender Orientalist und Theologe), und seine aufrechte Haltung bewies er nicht nur als einer der „Göttinger Sieben", sondern auch dreißig Jahre später, als er - wieder in Göttingen gelandet - dem König von Preußen den Huldigungseid verweigerte und deshalb sein Amt verlor. Aber weder wissenschaftliche Verdienste noch eine grundsätzliche liberale politische Einstellung garantieren leider jene Liberalität im kleinen, die alltägliche Ungerechtigkeiten verhindert. Dem Dozenten Ernst Meier jedenfalls machte Ewald das Leben sauer.

Der damals schon recht angesehene Professor Ewald, dem Zeitgenossen egozentrische Eigenwilligkeit bescheinigten, ertrug es offenbar nicht, daß sein Schüler eine gewisse Selbständigkeit anstrebte. Im Frühjahr

1843 kam es zum Bruch. Meier hatte die Unvorsichtigkeit begangen, daß er eine öffentliche Vorlesung zu einem Thema ankündigte, das Ewald zu seinem eigenen Bereich zählte. Ewald machte sofort eine Grundsatzfrage daraus - wohl nicht zuletzt deshalb, weil solche öffentlichen Vorlesungen gratis waren und so die gebührenpflichtigen Konkurrenzveranstaltungen gefährden konnten. Ewald bestritt dem jungen Dozenten Meier nicht, daß dieser formal im Recht und seine Ankündigung erlaubt war - aber, so fügte er mit deutlicher Drohgebärde hinzu, nicht alles Erlaubte sei zu billigen und nützlich.

Meier, jünger und sicherlich auch wesentlich sensibler als Ewald, wollte zunächst einlenken und entschuldigte sich in einem Brief. Aber als Ewald diesen Brief nicht akzeptierte und einfach zurücksandte, nahm er den Fehdehandschuh auf.

In seinen Mitteln war er allerdings wesentlich wählreicher als sein Gegner, der ihn noch nach seinem Wegzug aus Tübingen mit vernichtenden Rezensionen verfolgte. Meiers „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer" (ein gewiß heute zu Recht vergessenes Werk) nannte er in einer Besprechung schlicht „eine der gewöhnlichen Sudeleien des Verfassers", und er fuhr fort: „Es ist längst bekannt, und jeder, welcher in dieser Wissenschaft nur einigermaßen Sachkenner ist, weiß, daß Meier seine Bücher über biblische Gegenstände aus nichts als teils aus entlehnten Worten und Gedanken, teils aus einer heute schmachvoll zu nennenden Unwissenheit, teils aus wissenschaftlicher Unge-



schicklichkeit und Frechheit zusammensetzt." Und er ging noch weiter in seinem blinden Haß gegen Meier: Als die Tübinger Fakultät allen Einwänden zum Trotz an dessen Beförderung zum Ordinarius dachte, griff Ewald zum giftigen Mittel der Denunziation. In der angesehenen „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte er einen Artikel über die Verhältnisse an der Tübinger Universität und schrieb darin von einem völlig unfähigen Dozenten seines Faches, der seinen „Kopf zu der verkehrten Philosophieart hinaufgeschraubt“, welche Tübingen „nur zu berüchtigt“ gemacht habe; außerdem beschuldigte er ihn „des stärksten Mangels an wahrer Sittlichkeit“. Ewald dürfte dabei an die wissenschaftliche Richtung Meiers gedacht haben, den er als extremen Hegelianer verdächtigte; aber solche Formulierungen drohten auch Meiers privaten Ruf zu untergraben. Eine Klage wegen „fortgesetzter Ehrenkränkung“ zog Meier nach wenigen Monaten wieder zurück, nachdem 39 Tübinger Kollegen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ eine Ehrenerklärung für ihn publiziert hatten - aber von den Vorwürfen Ewalds war eben doch einiges hängengeblieben.

Man blieb mißtrauisch gegenüber der wissenschaftlichen Leistung Meiers, zögerte seine Beförderung hinaus. 1848 wurde er schließlich zum außerordentlichen Professor für semitische Sprachen und Literaturen ernannt - Ewald zog die Konsequenz und kehrte nach Göttingen zurück. Aber auch danach wurde Meier zunächst noch am kurzen Zügel gehalten: wenn er um eine Gehaltserhöhung einkam, die er zur Begründung

eines eigenen Hausstandes dringend benötigt hätte, dann hielt ihm die Fakultät mangelndes fachliches Ansehen und auch mangelnde Konzentration auf die fachlichen Aufgaben vor.

Hier biß sich die Katze freilich in den Schwanz: Ernst Meier verlagerte seinen Ehrgeiz nicht zuletzt deshalb auf andere Bereiche, *weil* er in seinem engeren Fachgebiet blockiert und befehdet war. Als er 1856 endlich doch zum ordentlichen Professor aufstieg, wandte er sich ganz den orientalischen Studien zu. Nicht überwältigend erfolgreich, aber doch als angesehenes Mitglied seiner Fakultät, die ihn auch einmal zum Dekan wählte. Als er, knapp 53jährig, im März 1866 starb, würdigte ihn die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, in der Jahre zuvor die Kontroversen um seine wissenschaftliche Existenz ausgetragen wurden, als verdienten Orientalisten.

### Volkskundliche Arbeiten

In den Jahren, in denen seine akademische Stellung ihm weder wissenschaftliches Ansehen noch ein ausreichendes Einkommen verschaffte, ritt Ernst Meier ein Steckepferd, mit dem sich der mittelmäßige Orientalist bleibende Verdienste erwarb: er war ein vorzüglicher *Volkskundler* - vielleicht der erste im Schwabenland, der diesen Namen wirklich verdiente. *Ludwig Uhland* regte ihn an, sich um Volkspoesie und Volksüberlieferung zu kümmern; und tatsächlich brachte Meier innerhalb weniger Jahre mehrere Bände heraus, die zu den besten

Aufzeichnungen der schwäbischen Volkskultur aus dem letzten Jahrhundert gehören. Während Uhland seine eigene Sammlung hoch- und niederdeutscher Volkslieder aus literarischen Quellen zusammenstellte, zog Professor Meier während des Semesters in die dörfliche Umgebung Tübingens und während der Semesterferien durchs ganze Land, ließ sich vorsingen, erzählen, berichten, sprach mit den Leuten und lernte neben ihren Überlieferungen auch ihr Leben und ihre Sorgen kennen. Mehr als 90 Prozent seiner Geschichten, Lieder und Brauchschilderungen tragen den Vermerk „mündlich“, und weitaus das meiste des so Gesammelten hatte er aus erster Hand. Er hatte sich in das Schwäbische eingearbeitet wie in eine schwierige Fremdsprache; aber er wußte auch, daß man sich bei den Landleuten nicht anbietern durfte und daß sie möglicherweise einem Fremden bereitwilliger Auskunft gaben als einem, der aus der Gegend stammte und insofern eigentlich mit der Überlieferung selbst vertraut sein sollte.

Die volkskundliche Arbeit war eine Folge der Widrigkeiten in seinem eigentlichen Beruf. In der Vorrede zu der Sammlung „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“ heißt es: „Das Bedürfnis der Erholung nach anstrengenden wissenschaftlichen Arbeiten, sowie der Überdruß, den mir ein langer gelehrter Zank hier bereitete, trieb mich zu häufigen Ausflügen aufs Land... Ich erfrischte mich oft an der gesunden, kräftigen Natur des Landvolkes und entdeckte alsbald ungeahnte Schätze von alten mythischen Erzählungen, Sagen und

Märchen.“ Aber Meier brauchte auch die Einkünfte aus den Publikationen, um sein kärgliches Gehalt etwas aufzubessern. Und bis zu einem gewissen Grad scheint die volkskundliche Erhebungsarbeit auch zum Selbstzweck geworden zu sein.

Außer dem umfangreichen Werk zu Sagen und Sitten (1852) gab Ernst Meier die „Deutschen Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben“ (1851) heraus, denen 1855 „Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien“ folgten. Und außerdem legte er die kleine Sammlung „Deutsche Völksmärchen aus Schwaben“ vor (1852) - eine besondere Kostbarkeit, da der deutsche Südwesten offenbar keine reiche Märchenlandschaft war und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das „Buchmärchen“ (vor allem die Sammlung der *Brüder Grimm*) die eigene Erzähltradition praktisch völlig verdrängte.

Eines der Märchen aus Meiers Sammlung ist hier abgedruckt, weil es möglicherweise ein Ausgangspunkt für seine Erzählung „Das Rösle von Seebronn“ war. Die Geschichte, die er unter dem Titel „Der Sohn des Kaufmanns“ in seine Sammlung aufnahm, hatte man ihm irgendwo im Oberland erzählt.

Der Held dieses Märchens heißt Karl (!): Er unternimmt eine Seereise, bei der er auf Piraten trifft, denen er zwei hübsche Mädchen abkauft, die er mit nach Hause nimmt. Sein Vater ist böse darüber, und Karl verläßt mit den Mädchen das Haus. Dem Vater läßt es keine Ruhe, er reist ihm nach und rät ihm, eine Frau zu nehmen. Karl meint, dann müsse es eines von den beiden Mädchen

sein, und da er beide lieb hat, zieht er das Los, heiratet die eine, lebt aber auch fortan mit beiden zusammen. In dem Märchen ist das eine Episode unter anderen; aber die Parallelen zu unserem „Roman“ sind doch recht auffallend.

### Das Rösle von Seebronn

Die Idee, einen solchen Märchenzug in die eigene Gegenwart zu versetzen, nimmt sich heute reichlich kurios aus. Aber in den Augen der Stadtbürger jener biedermeierlichen Zeit *hatte* das Volk - und das hieß praktisch: die Bauern - nicht nur Poesie, sondern es verkörperte selber ein Stück Poesie, in seinen Überlieferungen, seinen Liedern und Erzählungen, Bräuchen und Festen. In Meiers Dorfnovelle ist der Zusammenhang mit den Beobachtungen, die er zu Sitten und Bräuchen gemacht hatte, ganz deutlich. In der entsprechenden Sammlung hat er beispielsweise die Termine des Gesindewechsels festgehalten (wie Lichtmeß), die in der Erzählung als „Ziel“ bezeichnet werden; da gibt es Berichte über den „Mockel“, der bei der Ernte den letzten Schnitt tut (wie in der Erzählung), da wird geschildert, wie es bei der Sichelhenke zugeht, die in einzelnen Orten mit der Kirchweih zusammen gefeiert werde (wie in unserer Geschichte); und ausführlich wird der Hahnentanz beschrieben, von dem es heißt, daß er „vor einigen Jahren noch in Betzingen und Dußlingen“ vorgekommen, daß er aber besonders häu-

fig im Oberschwäbischen zwischen Wangen und Leutkirch sei.

*Seebronn* taucht allerdings in diesen Zusammenhängen als Fundort nicht auf; überhaupt ist es in den volkskundlichen Sammlungen Meiers sehr viel seltener vertreten als etwa die benachbarten Dörfer Kiebingen, Bühl, Wurmlingen, Hirschau, Kusterdingen. Es könnte durchaus sein, daß er Seebronn gerade deshalb wählte, weil er dort niemanden näher kannte, so daß auch niemand Grund haben konnte, nach geheimen Ähnlichkeiten mit lebenden Personen aus dem Ort zu fahnden.

Gewußt hat Meier freilich einiges von Seebronn: Es gab dort den Sandsteinbruch, von dem die Rede ist (und es gibt ihn, weil er unter Naturschutz steht, immer noch); es gab - 1830 zuerst genannt und 1941 bei einem Fliegerangriff zerstört - den „Adler“, der in der Geschichte vorkommt; und auch die Übernamen sind nicht erfunden. Für die Seebronner scheint es auffallend viele solche Ortsübernamen gegeben zu haben, was einerseits damit zusammenhängen mag, daß dieser katholische Ort von mehreren evangelischen Dörfern eingekreist war, andererseits wohl auch damit, daß die Seebronner im Vergleich mit den umgebenden Orten sehr viel wohlhabender und damit vielleicht auch stolzer und abweisender waren.

Trotzdem: das meiste, was Meier schildert, hat nur wenig mit den Besonderheiten von Seebronn zu tun. - Meier war, wie die meisten Sammler solcher Überlieferungen zu seiner Zeit, davon überzeugt, daß zumindest früher diese Bräuche überall verbreitet waren; er sieht

darin ein Stück Natur, sieht in den Dörfern „urweltliche Zustände“ erhalten, wie er in der Einleitung zu seiner Erzählung schreibt.

Die Übernahme volkskundlicher Befunde in die Poesie war nichts Ungewöhnliches. Als *Eduard Mörike* in seiner Erzählung vom Stuttgarter Hutzelmännlein den Ausspruch „s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura, glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei“ verwendete, verdankte er diesen Zungenbrecher einem Buch von Ernst Meier. Und zur gleichen Zeit, als Meier seine Dorfnovelle niederschrieb, brachte *Hermann Kurz* gerade seine Erzählung „Der Weihnachtsfund“ heraus, die von Folklore aller Art überquillt: er spickte die dürftige Handlung mit allen Weihnachtsbräuchen, die er irgendwo in der kulturgeschichtlichen Literatur seiner Zeit - vor allem wieder bei Ernst Meier - erwischen konnte. Demgegenüber ist Meier selbst geradezu zurückhaltend, und immerhin wird man ihm zugute halten, daß er die von ihm verwerteten volkskundlichen Erscheinungen selber beobachtet und gesammelt hatte - dadurch war er wohl auch gefeit gegen eine allzu üppige Garnierung seiner Geschichte.

Überhaupt wird man ihm einige *realistische* Fähigkeiten nicht absprechen können. Diese Feststellung soll über den Grundton falscher Romantik aber nicht hinwegmogeln. Wenn Karl vor sich selber beklagt, daß er „die zitternde Blume gebrochen“, dann ist dies nicht realistisch, sondern schwülstig. Und wenn der junge Bauer seine Verliebtheit nicht anders zu erkennen gibt, als indem er vor seiner Liebsten das Kuckuckslied

anstimmt, dann dürfte auch damit nicht der wirkliche dörfliche Umgangston getroffen sein.

Oder vielleicht doch? In manchen Heimatmuseen werden die bäuerlichen "Liebesbriefe" aus dem letzten Jahrhundert gezeigt: das sind nicht etwa individuelle Äußerungen der Zuneigung, sondern genormte, mehr oder weniger einförmige Sprüche, deren sich die Menschen bedienten wie heute der Formeln bei Trauerbezeugungen und ähnlichen Gelegenheiten. Warum eigentlich soll da nicht auch ein Liedtext für Liebeserklärungen gedient haben? Man sieht: man muß vorsichtig sein mit Urteilen vom heutigen Standpunkt aus.

Manches hat Meier jedenfalls recht genau gesehen: Es ist erstaunlich, wie er, der Norddeutsche, sich in Eigentümlichkeiten des Dialekts hineingehört hat. Die Redewendungen, die er benützt, sind gut schwäbisch, und wenn man bei einem Ausdruck erst einmal stutzt, weil er einem nicht mehr vertraut ist (wenn es etwa heißt, die Frau sei „nicht vom besten Butter“), dann findet man die Wendung bestimmt im großen „Schwäbischen Wörterbuch“ von Hermann Fischer - sie ist also echt. Darüber hinaus vermag Meier auch feinere Unterschiede im Mundartgebrauch anzudeuten, indem er etwa für die häufige Endung *-en* in der Sprache der Knechte das derbere *-a* schreibt, während er bei weiblichen Personen und Honoratioren die etwas abgeschwächte Endung *-e* vorzieht.

Wichtiger als die Beachtung solcher Einzelheiten ist aber, daß Ernst Meier bei aller Schönfärberei doch „das allgemeine Dorf- und Hausgesetz“ in seiner ganzen

Unerbittlichkeit und Strenge vorführt: die patriarchalische ländliche Welt, wo der besitzende Bauer alles gilt und wo alle anderen - die Frau, der Sohn, die Schwiegertochter und erst recht das Gesinde - nur durch Anpassung und List zu ihrem Anteil kommen können. Auch hier erscheint uns manches zunächst übertrieben. Daß Karl, nachdem er von Rösles Aufenthalt in Tübingen erfahren hat, erst einen Marktauftrag als Vorwand braucht, um von Seebronn dorthin zu kommen, erscheint uns psychologisch fragwürdig. Aber wo die strikten und nüchternen Gesetze bäuerlichen Alltags regierten, ging es nicht um psychologisches Feingefühl - Seebronn und Tübingen lagen fast eine Tagesreise auseinander, die tägliche Arbeit mußte verrichtet werden, und das Dorf schaute in unerbittlicher sozialer Kontrolle mit hundert Augen auf jeden, der vom Alltäglichen abwich.

Aber auch jenseits dieser realistischen Bezüge kann einiges auf der positiven Seite der Bewertung verbucht werden. Ernst Meiers Erzählung rückt nicht nur zugunsten einer schnulzigen Harmonie von der Wirklichkeit ab. Nicht alles in diesem kleinen Roman, was in Wirklichkeit nicht so gewesen sein kann, gehört in das Schubfach des Antiquiert-Kitschigen. *Was* wird denn überhaupt erzählt? Man kann den Inhalt durchaus so wiedergeben, als handle es sich um das Werk eines Gesellschaftskritikers mit revolutionären Anwandlungen: In einem rein katholischen Dorf konservativer Prägung verliebt sich der - mit einer Einheimischen verheiratete - Sohn des reichen Bürgermeisters in eine

Fremde, eine evangelische Magd. Als sie ein Kind von ihm erwartet und vom Hofgewiesen wird, droht er mit der Auswanderung nach Amerika und setzt so gegen alles Herkommen die Scheidung durch. Er übernimmt den Hof, heiratet die Fremde und lebt künftig mit ihr und seiner ersten Frau in einer Wohngemeinschaft.

Man sollte freilich einschränkend gleich hinzufügen, daß man diesen widerspenstigen Inhalt erst einmal herauspräparieren muß - in Meiers Geschichte selbst ist er ziemlich verhüllt und geglättet. Aber es bleibt doch dabei: der Autor zeichnet nicht einfach die Verhältnisse nach, er bezieht auch Stellung und kritisiert. Dazu einige Beispiele: Die Eltern suchen die Partner für ihre Kinder aus, und die gehorchen: „Sie meinen, es müsse eben so sein.“ Sie meinen das, registriert Meier, aber eigentlich muß es nicht so sein. - Eine tüchtige Magd kommt auf den Hof, aber das Gesinde hat nichts zu sagen. Das ist die Regel, aber Ernst Meier gibt seinem Rösle eine Chance; er durchbricht das ehernen Gesetz, daß Besitz zu Besitz kommt. - Ein Bauer, der sich mit einer Magd abgibt, hat ausgespielt im Dorf, das ist das Gesetz. Aber Meier räumt den Gefühlen und ihrer handfest-körperlichen Umsetzung ein Recht ein. - Konfessionelle Mischehen gibt es kaum, die Scheidung einer katholischen Ehe praktisch gar nicht. Aber Meier bringt mit dem Bauernsohn aus dem Rottenburgischen und der Magd aus dem Steinlachtal auch die Konfessionen durcheinander.

Daß all dies naiv und nur versehentlich geschehen sei, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich bedachte Ernst Meier auch bei der Niederschrift dieser Erzählung seine

eigene Position: Er, den man oft genug ins Abseits gestellt hatte, wandte sich gegen die bornierte Enge und Selbstgerechtigkeit der Etablierten. Mit dieser Einschätzung soll dem biedereren Ernst Meier beileibe nicht die rote Mütze des Revolutionärs übergestülpt werden - was er beanspruchte, war eher eine Narrenkappe, ein Stück Freiheit gegenüber festgefahrenen Konventionen. Das zeigt er in dieser Geschichte, die jedenfalls so harmlos und glatt nicht ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint.

### Epigramme aus Schwaben

Daß diese Deutung nicht an den Haaren herbeigezogen ist, beweist ein weiterer Teil des poetischen Nachlasses, der in der Tübinger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Unter der Signatur *Mh 17a* findet sich dort eine handschriftliche Sammlung von Epigrammen, die Meier gleichfalls in jenen Jahren erzwungen-willkommener Nebenbeschäftigung niederschrieb. Während „Das Rösle von Seebronn“, das hier ebenfalls nach der Handschrift (Signatur *Mh I I 1 7 d*) wiedergegeben wird, vor etlichen Jahren einmal den Lesern des Tübinger „Schwäbischen Tagblatts“ als „Sommerroman“ präsentiert wurde, kamen die Epigramme bisher überhaupt nicht zum Druck.

1852 veröffentlichte Meier eine kleine Gedichtsammlung unter dem Pseudonym *Ernst Minneburg*. Neben

größtenteils ziemlich bemühten Liebesgedichten und einigen schwülstigen Ausflügen in die mythische Vorzeit („So mochte zu Mut sein / Unsern Ahnen, / Als Wotan, der Allvater / Und Schlachtenlenker, / Als Frigga, die hehre Göttermutter, / Und all die Götterherrlichkeit / dem Herzen blutig / entrissen worden...“) enthält schon diese Sammlung einiges, das gewiß Anstoß erregte in jener engen und strengen Zeit, in der alle Liberalität wieder zuschanden zu werden drohte:

Du bist fürwahr ein Gnadenbild,  
So freudig-fromm und hehr und mild -  
Nur Eins muß Deiner Schönheit schaden:  
Du bist fürwahr ein Gnadenbild,  
Doch leider, leider - ohne Gnaden!

- diese „Bonbon-Devise“ (also ein Spruch, der mit einer süßen Liebesgabe überreicht wurde) stand einem Wissenschaftler, der sich ganz überwiegend mit religiösen Texten abzugeben hatte, nicht unbedingt gut zu Gesicht. Auch der sinnliche Vergleich des *Volkslieds* dürfte nicht nach dem Geschmack seiner pietistischen Glaubensbrüder gewesen sein:

Das Volkslied ist, daß ich's gesteh,  
Ein schönes Weib im Neglige;  
Da sieht man gleich doch, wo und wie?  
Da täuscht uns kein cul de Paris,  
Kein falscher Busen, kein falsches Haar;  
Man sieht den Grund gleich offenbar.

Da weilt das Aug mit wahrer Lust  
an der frischen Wang', an der weißen Brust;  
Und dabei ist es ganz noch Kind  
Wie Eva vor der ersten Sund';  
Ist so natürlich, nackt und schlicht,  
Und schämt sich seiner Nacktheit nicht.

Und das Gedicht, das er mit dem Titel, „*Tübingen*“ in die Gedichtsammlung einrückte, war wohl nur für diejenigen akzeptabel, welche die darin versteckte erotische Symbolik übersahen:

Ach, mit welcher Qual und Müh  
Watet man herum in Tü-  
bingen, in der Hügelstadt,  
Die so krumme Straßen hat!

Anfangs war mir's drin schier bang,  
Und ich wäre fort schon lang,  
Hätt' die Lieb nicht über Nacht  
Alles Krumme grad gemacht.

Trotzdem - trafen diese Verse auch nicht jedermanns Geschmack, so verkörperten sie doch keine ganz offenen Attacken gegen die herrschenden Konventionen. Dies galt dagegen für einen Teil der *Epigramme aus Schwaben*, in denen sich Ernst Meier seinen Zorn gegen alles von der Seele schrieb, was er an unnötigen Fesseln und Einschränkungen zu erkennen glaubte. Meier schrieb keineswegs von vornherein für die Schublade;

vielleicht hätte er die Verse durchaus drucken lassen, wenn sein akademisches Kollegium nicht mit der Ernennung zum Ordinarius seinen Ruf wiederhergestellt hätte, den er dann wohl nicht mehr leichtfertig aufs Spiel setzen wollte.

Daß die Verse für die Veröffentlichung gedacht waren, geht schon daraus hervor, daß er einzelne Epigramme überarbeitet und manche auch durchgestrichen hat. Bei unserer Auswahl, die rund 150 von insgesamt 238, von Meier durchnumerierten Epigrammen umfaßt, haben wir uns nicht an der Selbstzensur Meiers orientiert. Seine Streichungen betrafen einzelne Epigramme, bei denen der ohnehin meistens etwas holprige Versfuß ganz ins Stolpern geraten war, häufiger aber solche, die ihm bei nochmaliger Prüfung wohl inhaltlich zu gewagt erschienen - und gerade auf diese glaubten wir nicht verzichten zu dürfen.

Freilich gilt auch hier, daß Meier sich keineswegs nur als radikaler Umstürzler gebärdet. Die Epigramme bilden eine bunte - bei Meier übrigens völlig ungeordnete - Mischung. Bedächtig, manchmal allzu bedächtig, breitet er allgemeine Weisheiten aus; zögernd nur nimmt er direkt zu politischen Fragen Stellung; bieder und brav sind die meisten Verse, in denen er seine offenbar herzliche Liebe zu Pauline bekennt, der Tochter eines Stuttgarter Kammerdieners, die er dann auch heiratete. Ernst Meier war kein *Heinrich Heine* - ihn lobt er und vor ihm warnt er auch (daß er dies aus Anlaß seines Todes schreibt, ist ein Datumshinweis: die Produktion der Epigramme dürfte sich über den größten Teil der

fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts hingezogen haben).

Und doch - es gibt herrlich boshafte Verse unter den Meierschen Epigrammen. Das gilt nicht nur für die Sottisen, die er bei dieser poetischen Gelegenheit gegen seinen Erzwidersacher Ewald schleudert, sondern auch für die Kritik an schwäbischen Eigenheiten und an der Frömmelei, die das akademische Leben bestimmte und belastete. Mit beidem steht er *Friedrich Theodor Vischer* nahe, dem es freilich gegeben war, seinen Unmut auch philosophisch auf den Nenner zu bringen.

Ein Philosoph war Ernst Meier nicht. Und er soll auch nicht zum großen Poeten proklamiert werden. Aber er war aufrecht und aufrichtig, nicht ohne Humor, ein sensibler und wacher Beobachter - und als solcher vermag er vielleicht mehr von seiner Epoche zu vermitteln als mancher sprachmächtigere Zeitgenosse.

*Hermann Bausinger*